

Die Gartenlaube

Illustriertes Familienblatt. — Begründet von Ernst Keil 1853.

In Wochennummern vierteljährlich 1 Mark 60 Pf. In Halbheften: jährlich 28 Halbhefte à 25 Pf. In Heften: jährlich 14 Hefte à 50 Pf.

Flammenzeichen.

Roman von E. Werner.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

(Fortsetzung.)

Inzwischen wurden Fürst Adelsberg und sein Gefährte in Gnaden entlassen, sie verbeugten sich soeben vor der Prinzessin, die sich erhob und den Saal verließ; aber die scharfen Blicke ihrer Hoheit hatten einen ungewöhnlich milden Ausdruck und Rojanow besonders wurde mit einem gnädigen Lächeln verabschiedet.

„Hartmut, ich glaube, Du kannst hexen!“ sagte Egon halblaut. „Ich habe zwar schon manche Proben Deiner Unwiderstehlichkeit gesehen, daß aber meine allergnädigste Tante in Deiner Nähe einen förmlichen Anfall von Liebenswürdigkeit bekommt, das ist unerhört, das stellt alle Deine bisherigen Leistungen in Schatten.“

„Nun, der Empfang war doch ungnädig genug,“ spottete Hartmut. „Ihre Hoheit schienen mich anfangs wirklich für eine Art Briganten zu halten.“

„Und nach zehn Minuten standest Du bereits im vollen Sonnenschein der Gnade und wurdest als erklärter Günstling entlassen. Mensch, was hast Du eigentlich an Dir, daß sich alles ohne Ausnahme Deinem Zauber beugt! Man sollte an das alte Märchen vom Rattenfänger glauben.“

Um Hartmuts Lippen zuckte wieder jener herbe, verlegende Spott, der seinem Gesichte auf Augen-

blicke alle Schönheit nahm und ihm einen geradezu teuflischen Zug gab.

„Ich verstehe eben die Weise zu spielen, die sie am liebsten hören. Sie klingt freilich anders für jede, aber wenn man nur den rechten Ton zu treffen weiß, dann widersteht keine.“

„Keine?“ wiederholte Egon, während sein Blick wie suchend durch den Saal glitt.

„Nicht eine einzige,“ sagte ich Dir!“

„Ja, Du bist ein Pessimist in dieser Beziehung, ich für meine Person lasse wenigstens Ausnahmen gelten. — Wenn ich nur wüßte, wo Frau von Wallmoden geblieben ist, ich sehe sie nirgends.“

„Seine Excellenz wird ihr wohl den Text lesen wegen der undiplomatischen Aeußerung von vorhin.“

„Hast Du diese Aeußerung auch gehört?“ fragte Egon rasch.

„Gewiß, ich stand an der Thür.“

„Nun, ich gönne unserer Allergnädigsten die Lehre von Herzen, sie war selbstverständlich wütend darüber, aber glaubst Du im Ernst, daß der Gejandte deswegen — still, da ist er selbst!“

Sie sahen in der That den Gejandten vor sich, der soeben aus dem Thürzimmer zurückkehrte. Eine Begegnung war diesmal



Nach des Tages Mühen. Von Ed. Grüner.
Photographie im Verlage der „Photographischen Union“ in München.

nicht zu vermeiden, und der junge Fürst, der keine Ahnung von den hier obwaltenden geheimen Beziehungen hatte, beeilte sich, seinen Freund vorzustellen.

„Erlauben Sie mir, Excellenz, ein Veräumnis nachzuholen, zu dem mich damals auf dem Hochberge das spurlose Verschwinden meines Begleiters zwang; ich bin erst nach Ihrer Abfahrt seiner wieder habhaft geworden. Herr Hartmut Rojanow — Baron von Wallmoden.“

Die Blicke der beiden Männer begegneten sich, der scharfe, durchbohrende Blick des einen traf auf den Ausdruck eines herausfordernden Trostes bei dem anderen, aber Wallmoden wäre nicht der vollendete Diplomat gewesen, wenn er nicht hier den Umständen Rechnung getragen hätte. Sein Gruß war kühl, aber höflich, nur wendete er sich allerdings in seiner Antwort an den Fürsten allein und bedauerte, nicht mit den Herren plaudern zu können, da er zum Herzoge gerufen sei. Die ganze Begegnung beschränkte sich auf zwei Minuten, aber sie hatte doch stattgefunden.

„Excellenz sind heute noch zugehörpfter als sonst,“ bemerkte Eggon, als sie weiter gingen. „So oft ich dies kalte, unbewegliche Diplomaten Gesicht vor mir sehe, spüre ich ein Frösteln und das dringende Verlangen, wärmere Zonen aufzusuchen.“

„Deshalb gehen wir wohl so beharrlich den Spuren des schönen kalten Nordlichtes nach?“ spottete Hartmut. „Wen suchen wir denn eigentlich auf diesem Spaziergang durch die Säle, den Du so unermüdet fortsetzt?“

„Den Oberforstmeister!“ sagte der junge Fürst, ärgerlich, sich verrathen zu sehen. „Ich wollte Dich ja mit ihm bekannt machen, aber Du bist heut wieder in Deiner Spötterlaune. Vielleicht finde ich Schönau drüben im Pfeilerfalle, ich muß mich dort einmal umsehen.“

Er machte sich schleunigst los und lenkte wirklich seine Schritte nach dem Pfeilerfalle, wo sich das herzogliche Paar befand und wo er auch Adelheid von Wallmoden vermutete. Unglücklicherweise aber kreuzte er beim Eintritt wieder den Weg seiner allergnädigsten Tante, die ihn von neuem in Beschlag nahm. Sie wollte Näheres über den jungen, interessanten Rumänen hören, der in der That im Sonnenschein ihrer Gunst stand, und der ungeduldige Neffe mußte wohl oder übel ihren Fragen standhalten.

Das Fest nahm seinen Fortgang, die Gesellschaft stutete und wogte durcheinander, während Hartmut langsam und scheinbar absichtslos durch die lange Flucht der Gemächer schritt. Auch er suchte etwas und er war darin glücklicher als Eggon: ein schlüchter Blick in das Thurmzimmer, dessen Eingang die schweren Vorhänge halb verhüllten, zeigte ihm den Saum einer weißen Schleppe, die dort über den Boden floß, und in der nächsten Minute stand er auf der Schwelle.

Adelheid von Wallmoden sah noch an demselben Plage wie vorhin und wendete langsam den Kopf nach dem Eintretenden. Plötzlich zuckte sie jäh zusammen, freilich nur einen Augenblick, dann erwiderte sie mit der gewohnten kühlen Ruhe die tiefe Verneigung des jungen Mannes, der an der Thür stehen geblieben war.

„Ich habe doch nicht gestört, Excellenz?“ fragte er. „Ich fürchte, Sie suchten hier die Einsamkeit, in die ich nun so plötzlich einbreche; aber es geschah ganz absichtslos.“

„Nicht doch, ich suchte nur auf einige Minuten Zuflucht vor der drückenden Hitze, die in den Sälen herrscht.“

„Derselbe Grund führte mich her, und da ich heut noch nicht die Ehre hatte, Sie zu begrüßen, Excellenz, so erlauben Sie mir wohl, dies jetzt zu thun.“

Die Worte klangen sehr förmlich. Rojanow war näher getreten, blieb aber in gemessener Entfernung stehen. Dennoch war ihm jenes Anzucken bei seinem Eintritt nicht entgangen, es spielte ein seltsames Lächeln um seine Lippen, als er die Augen auf die junge Frau richtete.

Diese hatte eine Bewegung gemacht, als wolle sie sich erheben und gehen, aber sie schien sich noch rechtzeitig zu erinnern, daß ein solcher plötzlicher Ausbruch einer Flucht ähnlich sehen würde. Sie blieb an ihrem Plage und beugte sich über die Blumengruppe. Wie zerstreut pflückte sie eine der großen, purpurfarbenen Kamelien, während sie die Frage nach ihrem Befinden beantwortete, aber dabei trat wieder scharf und deutlich jener Zug starrer Willens-

kraft hervor wie in jenem Augenblick, wo sie mitten in der schäumenden Fluth des Waldbaches stand. Damals glitt sie ohne Besinnen in das kühle Wasser, um eine Hilfe nicht annehmen zu müssen, die ihr geboten wurde, aber das war mitten in der Einsamkeit des Waldes gewesen. Hier, in dem herzoglichen Schlosse, das ein rauschendes Fest durchwogte, gab es keine solchen Hindernisse zu überwinden, aber der Mann mit dem dunklen, verzehrenden Blick stand ihr auch hier gegenüber und ließ das Auge nicht von ihrem Gesicht.

„Werden Sie noch längere Zeit in Rodet bleiben, Herr Rojanow?“ fragte Adelheid in jenem gleichgültigen Tone, mit dem man in der Gesellschaft allgemeine Fragen und Bemerkungen austauscht.

„Vermuthlich noch einige Wochen. So lange der Herzog in Fürstenstein ist, wird Fürst Adelsberg kaum sein Jagdschloß verlassen. Später beabsichtige ich, ihn nach der Stadt zu begleiten.“

„Und dort werden wir Sie als Dichter kennen lernen?“

„Mich, Excellenz?“

„Ich hörte es wenigstens von dem Fürsten.“

„Das ist vorläufig nur Eggons Idee,“ sagte Hartmut leicht hin. „Er hat es sich nun einmal in den Kopf gesetzt, meine ‚Arivana‘ auf der Bühne zu sehen.“

„Arivana? Ein seltsamer Titel!“

„Es ist ein orientalisches Name, aus einer indischen Sage, deren poetischer Zauber mich so mächtig gefangen nahm, daß ich der Versuchung nicht widerstand, ein Drama daraus zu schaffen.“

„Und die Heldin dieses Dramas heißt Arivana?“

„Nein, das ist nur der Name einer uralten geheiligten Stätte, an die sich jene Sage knüpft. Die Heldin heißt — Ada!“

Rojanow sprach den Namen halb laut, wie zögernd aus, aber es blickte triumphirend auf in seinen Augen, denn jetzt sah er es wieder, jenes leise Zusammenbeben wie vorhin bei seinem Eintritt; langsam trat er einige Schritte näher, während er fortfuhr:

„Ich hörte den Namen zum ersten Male auf Indiens Boden und er hatte für mich einen fremdartig süßen Klang, den ich festhielt in meiner Sagenform — und nun erfahre ich hier, daß die Abkürzung eines deutschen Namens ganz ebenso lautet.“

„Des Namens Adelheid — ja! Ich wurde in meinem Vaterhause stets so genannt, aber es ist doch nichts besonders Merkwürdiges, daß dieselben Laute in verschiedenen Sprachen wiederkehren.“

Die Worte klangen abwehrend, aber die junge Frau hob das Auge nicht empor dabei, sie blickte unverwandt auf die Blume nieder, mit der ihre Hand spielte.

„Gewiß nicht,“ stimmte Hartmut bei. „Mir fiel es auch nur auf, überrascht hat es mich nicht, wiederholen sich doch auch die Sagen bei fast allen Völkern. Sie tragen ein mehr oder minder verschiedenes Gewand, aber was in ihnen lebt, die Leidenschaft, das Glück und Weh der Menschen, das ist überall das gleiche.“

Adelheid zuckte leicht die Achseln.

„Darauf mag ich mit einem Dichter nicht streiten, aber ich glaube denn doch, daß unsere deutschen Sagen ein anderes Antlitz haben, als die indischen Märchentäume.“

„Vielleicht, aber wenn Sie tiefer blicken, werden Sie in diesem Antlitz verwandte Züge entdecken. Auch die Arivana-Sage hat diese Züge, wenigstens in ihrer Hauptgestalt, dem jungen Priester, der sich mit Leib und Seele der Gottheit geschworen hat, dem lodrenden, heiligen Feuer, und den nun die irdische Liebe ergreift mit all ihrer Gluth und Leidenschaft, bis sein Priestergeklübe stirbt in dieser Flammengluth.“

Er stand ihr ruhig und ehrfurchtsvoll gegenüber, aber seine Stimme hatte einen seltsam verschleierten Klang, als berge sich hinter dieser Erzählung noch eine andere geheime Bedeutung. Da plötzlich schlug die junge Frau die gesenkten Augen auf und heftete sie voll und ernst auf das Gesicht des Sprechenden.

„Und — das Ende?“

„Das Ende ist der Tod wie in den meisten Sagen! Der Bruch des Gelübdes wird entdeckt und die Schuldigen werden der beleidigten Gottheit geopfert — der Priester stirbt in den Flammen, mit dem Weibe, das er liebt!“

Es folgte eine sekundenlange Pause, dann erhob sich Adelheid mit einer raschen Bewegung; sie wollte offenbar das Gespräch abbrechen.

„Sie haben recht, die Sage hat etwas Verwandtes mit den unsrigen, und wäre es auch nur in der alten Lehre von Schuld und Sühne.“

„Schuld nennen Sie das, gnädige Frau?“ Hartmut ließ neplöglich die förmliche Anrede „Exzellenz“ fallen. „Nun ja, vor den Menschen ist es Schuld und sie strafen es ja auch mit dem Tode, ohne zu ahnen, daß eine solche Strafe zur Seligkeit werden kann. So in Feuersgluthen zu vergehen, wenn man das höchste irdische Glück genossen hat und dies Glück noch im Tode umfängt, das ist ein leuchtendes, göttliches Sterben, mehr werth als ein ganzes Leben voll dumpfer Alltäglichkeit. Da lobet das ewige unsterbliche Recht der Liebe als Flammenzeichen zum Himmel empor, allen Menschenfahrungen zum Trost — finden Sie ein solches Ende denn nicht beneidenswerth?“

Auf dem Gesicht der jungen Frau lag eine leichte Blässe, aber ihre Stimme klang fest, als sie erwiderte:

„Nein! Beneidenswerth ist nur der Tod für eine hohe heilige Pflicht, das Opfer eines reinen Lebens. Eine Schuld kann man verzeihen, aber man bewundert sie nicht.“

Hartmut biß sich auf die Lippen und ein drohender Blitz zuckte aus seinen Augen über die weiße Gestalt hin, die so ernst und unnahbar vor ihm stand. Dann aber lächelte er.

„Ein harter Nichterspruch, der auch mein Werk trifft, denn ich habe meine ganze Kraft an die Verklärung jenes Lebens und Sterbens gesetzt! Wenn die Welt ebenso urtheilt — ah, Sie erlauben, gnädige Frau!“

Er trat rasch zu dem Divan, wo sie gesessen hatte und wo mit ihrem Fächer auch die Kamelie liegen geblieben war.

„Ja danke,“ sagte Adelheid, die Hand danach ausstreckend, aber er reichte ihr nur den Fächer allein.

„Verzeihung — aber als ich meine ‚Arivana‘ dichtete, auf der Veranda eines kleinen indischen Hauses, da glühten und leuchteten diese Blüthen überall aus dem dunklen Laube und jetzt grüßen Sie mich hier, im kalten Norden. — Darf ich die Blume nicht behalten?“

Adelheid machte eine halb unwillige Bewegung.

„Nein, wozu?“

„Wozu? Als eine Erinnerung an das herbe Urtheil aus dem Munde einer Frau, die doch den holden Namen meiner Sagengestalt trägt. Sehen Sie, gnädige Frau, es blühen ja dort auch weiße Kamelien, zarte schneeweiße Blüthen, Sie haben unbewußt die rothe, die gluthfarbene gebrochen, und Dichter sind nun einmal abergläubisch. Lassen Sie mir die Blume als ein Zeichen, daß mein Werk trotz alledem noch Gnade finden wird vor Ihren Augen, wenn Sie es erst kennen. Sie ahnen nicht, wie viel mir daran liegt!“

„Herr Rojanow, ich —“ sie wollte augenscheinlich eine Ablehnung aussprechen, aber er fiel ihr ins Wort, in gedämpftem und doch leidenschaftlichem Tone fuhr er fort:

„Was ist Ihnen eine einzelne Blüthe, die Sie achlos brechen und achlos verwelfen lassen? Mir aber — lassen Sie mir dies Zeichen, gnädige Frau, ich — ich bitte darum!“

Er stand dicht an ihrer Seite. Der Zauber, den einst schon der Knabe unbewußt ausübte, wenn er die Menschen „wehlos“ machte mit seinem Schneicheln, der Mann hatte ihn als eine Macht kennengelernt, die nie versagte und die er zu brauchen wußte. Seine Stimme hatte wieder jenen weichen, verhaltenen Ton, der wie Musik das Ohr bestrich, und seine Augen, diese dunklen, räthselhaften Augen waren mit einem halb dunkeren, halb lebenden Ausdruck auf die junge Frau gerichtet. Die Blässe in ihrem Gesichte war noch fahler geworden, aber sie antwortete nicht.

„Ich bitte!“ wiederholte er, noch leiser, noch flehender, und drückte die „gluthfarbene“ Blüthe an die Lippen; aber gerade diese Bewegung brach den Bann. Adelheid richtete sich plötzlich auf.

„Ich muß Sie ersuchen, Herr Rojanow, mir die Blume zurückzugeben. Sie ist für meinen Gatten bestimmt.“

„Ah so — ich bitte um Verzeihung, Exzellenz!“

Er reichte ihr mit einer tiefen Verneigung die Kamelie, die sie mit einer kaum merklichen Bewegung des Kopfes in Empfang nahm, dann raufte die schwere Schleppe des weißen Gewandes an ihm vorüber — er war allein.

Umsonst! An dieser Eisnatur glitt alles ab! Hartmut stampfte wüthend mit dem Fuße. Noch vor zehn Minuten hatte er dem Kuffen gegenüber ein so herbes Urtheil über alle Frauen ohne Ausnahme gefällt, jetzt hatte er es wieder gesungen, das zauberische Lied, das er so oft erprobt, und jetzt fand er eine, die diesem Liede widerstand. Aber der stolze, verwöhnte Mann wollte nicht daran glauben, daß er das Spiel, das er so oft ge-

wonnen, auch einmal verlieren könne, und gerade hier lag ihm alles daran, es zu gewinnen.

Und sollte es denn wirklich nur ein Spiel bleiben? Er hatte sich noch keine Rechenschaft darüber gegeben, er fühlte nur, daß in die Leidenschaft, die ihn zu der schönen Frau zog, sich bisweilen etwas wie Haß mischte. Es waren widersprechende Empfindungen, die sich damals geregt hatten, als er an ihrer Seite durch den Wald ging, halb Bewunderung, halb Abneigung; aber gerade das machte die Jagd so spannend für den geübten Jäger.

Liebe! Die hohe reine Bedeutung des Wortes war dem Sohne Kalifas fremd geblieben. Als er überhaupt empfinden lernte, da lebte er bereits an der Seite seiner Mutter, die mit der Liebe ihres Gatten ein so schmähliches Spiel getrieben hatte, und die Frauen, mit denen sie in ihrer Heimath verkehrte, waren nicht besser als sie. Das spätere Leben, das sie mit ihrem Sohne führte, unsterblich, ohne festen Boden unter den Füßen, hatte vollends den Rest von Idealismus erlödet in dem jungen Manne; er lernte verachten, ehe er lieben lernte, und jetzt empfand er die verdiente Demüthigung, die ihm widerfuhr, als eine Beleidigung.

„Sträube Dich nur!“ murmelte er. „Du kämpfst gegen Dich selber. Ich habe es gesehen und gefühlt, und in solchem Kampfe siegt man nicht!“

Ein leichtes Geräusch am Eingange ließ ihn aufblicken. Es war der Gesandte, der dort auf der Schwelle erschien und einen suchenden Blick durch das Zimmer gleiten ließ. Er kam, seine Frau zu holen, die er noch hier vermutete. Beim Anblick Hartmuts staute er und schien einen Augenblick unentschlossen zu sein, dann aber sagte er halbblau:

„Herr Rojanow —“

„Exzellenz?“

„Ich möchte unter vier Augen mit Ihnen sprechen.“

„Ich stehe zu Befehl!“

Wallmoden trat ein, aber er nahm seinen Standpunkt so, daß er den Eingang im Auge behielt. Es war kaum nöthig, denn soeben waren die Thüren zu dem Speiseaal geöffnet worden und die ganze Gesellschaft stürzte dorthin, der Raum, an den sich das Thurmzimmer schloß, hatte sich bereits völlig geleert.

„Ich bin überrascht, Sie hier zu sehen,“ begann der Gesandte in gedämpftem Tone, aber mit derselben verletzenden Kälte, die er schon bei der ersten Begegnung gezeigt hatte und die dem jungen Manne auch jetzt wieder das Blut in die Stirn trieb; er richtete sich drohend auf.

„Weshalb, Exzellenz?“

„Die Frage ist wohl überflüssig, jedenfalls ersuche ich Sie, mich nicht wieder in eine solche Zwangslage zu bringen wie vorher, als Fürst Adelsberg Sie mir vorstellte.“

„Die Zwangslage war auf meiner Seite,“ gab Hartmut ebenso schroff zurück. „Ich will nicht hoffen, daß Sie mich hier als einen Eindringling betrachten, Sie wissen doch am besten, daß ich zu einem solchen Verkehr berechtigt bin.“

„Hartmut von Falkenried war das allerdings einst — das hat sich geändert.“

„Herr von Wallmoden!“

„Bitte, nicht so laut,“ unterbrach ihn der Gesandte. „Man könnte uns hören, und Ihnen wäre es wohl sicher nicht erwünscht, wenn der Name, den ich soeben aussprach, vor fremden Ohren genannt würde.“

„Ich führe allerdings gegenwärtig den Namen meiner Mutter, auf den ich doch wohl ein Recht habe. Wenn ich jenen andern ablegte, so geschah es aus Rücksicht —“

„Auf Ihren Vater!“ ergänzte Wallmoden mit schwerer Betonung.

Hartmut zuckte zusammen, das war eine Mahnung, die er noch immer nicht ertrug. „Ja,“ entgegnete er kurz, „und ich gestehe, daß es mir peinlich wäre, wenn ich gezwungen werden sollte, diese Rücksicht zu verletzen.“

„Nur deshalb? Ihre Rolle hier würde in diesem Falle auch wohl ausgespielt sein.“

Rojanow trat mit einer heftigen Bewegung dicht vor den Gesandten hin.

„Sie sind der Jugendfreund meines Vaters, Herr von Wallmoden, und ich habe Sie in meiner Knabenzeit Dunkel genannt,



Des Königs jüngster Rekrut.
Nach einem Gemälde von Robert Warkmüller.

Photographie im Verlage von E. S. Scherzer in Berlin.

Sie vergessen aber, daß ich nicht mehr der Knabe bin, den Sie damals hofmeistern und ausschelten durften. Der Mann sieht das jetzt als eine Beleidigung an."

"Ich beabsichtige weder Sie zu beleidigen noch alte Beziehungen geltend zu machen, die wir beiderseitig als nicht mehr bestehend ansehen," sagte Wallmoden kalt. "Wenn ich diese Unterredung wünschte, so geschah es, um Ihnen zu erklären, daß es mir in meiner amtlichen Stellung nicht möglich ist, Sie im Verkehr mit dem hiesigen Hofe zu sehen und dazu zu schweigen, während es doch wohl meine Pflicht wäre, den Herzog aufzuklären."

"Aufzuklären? Worüber?"

"Ueber so manches, was man hier nicht weiß und was auch wohl dem Fürsten Adelsberg unbekannt geblieben ist. — Bitte, fahren Sie nicht auf, Herr Rojanow! Ich würde das nur im äußersten Nothfalle thun, denn ich habe einen Freund zu schonen. Ich weiß, wie ihn vor zehn Jahren ein gewisser Vorfall getroffen hat, der jetzt in unserer Heimath vergessen und begraben ist; wenn das alles wieder auflebte und in die Oeffentlichkeit gebracht würde — Oberst Falkenried würde daran sterben."

Hartmut erbleichte und die trostige Erwiderung kam nicht über seine Lippen. "Er würde daran sterben!" Das furchtbare Wort, dessen Wahrheit er nur zu gut fühlte, drängte für den Augenblick selbst das Beleidigende jener Erklärung in den Hintergrund.

"Ueber jenen Vorfall bin ich nur meinem Vater Rechenschaft schuldig," entgegnete er mit mühsam beherrschter Stimme. "Nur ihm allein und keinem anderen!"

"Er wird sie schwerlich fordern — sein Sohn ist todt für ihn! Doch lassen wir das ruhen. Ich spreche hauptsächlich von den späteren Jahren, von Ihrem Aufenthalt in Rom und Paris, wo Sie mit Ihrer Mutter auf ziemlich glänzendem Fuße lebten, trotzdem die rumänischen Güter im Zwangswege verkauft waren."

"Sie scheinen ja allwissend zu sein, Excellenz," rief Rojanow

in äußerster Gereiztheit hervor. "Wir ahnten wirklich nicht, daß wir unter so gewissenhafter Beaufsichtigung standen. Uebrigens lebten wir von dem Rest unseres Vermögens, der aus jenem Zusammenbruch gerettet war."

"Es wurde nichts gerettet, das ganze Vermögen ging damals verloren bis auf den letzten Heller!"

"Das ist nicht wahr!" rief Hartmut sűrntlich ein.

"Das ist wahr! Sollte ich darin wirklich besser unterrichtet sein als Sie?" Die Stimme des Gefandten klang in schneidender Schärfe. "Es ist möglich, daß Frau Rojanow ihrem Sohne nicht die Quellen nennen wollte, aus denen ihre Mittel flossen, und ihn absichtlich im Irrthum darüber ließ. Ich kenne diese Quellen — wenn sie Ihnen unbekannt geblieben sind, um so besser für Sie!"

"Hüten Sie sich, meine Mutter zu beleidigen!" brauste der junge Mann auf. "Ich könnte sonst vergessen, daß Sie graue Haare tragen, und Genugthuung fordern —"

"Wofür? Etwas für eine Behauptung, die ich mit Beweisen unterstügen kann? Lassen Sie solche Tollheiten beiseite, auf die ich doch nicht eingehen würde. Es war Ihre Mutter und sie ist todt! Also wollen wir diesen Punkt nicht weiter erörtern. Ich möchte an Sie nur die Frage stellen, ob Sie auch nach dieser Unterredung noch beabsichtigen, hier zu bleiben und in den Kreisen zu verkehren, die Ihnen Fürst Adelsberg öffnet."

Hartmut war leichenbläß geworden bei jener Andeutung von den trüben Quellen, aus denen die Mittel seiner Mutter geflossen sein könnten, und das starre Entsetzen, mit dem er den Sprechenden anblinnte, verrieth, daß er in der That nichts wußte; bei der letzten Frage aber gewann er seine Fassung zurück. Seine Augen begegneten flammend denen des Gegners, und eine wilde Entschlossenheit klang aus seiner Stimme, als er antwortete:

"Ja, Herr von Wallmoden — ich bleibe!"

(Fortsetzung folgt.)

Was ist „Stil“?

Von Friedrich Oeffermann.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

In den beliebtesten Schlagworten unserer Zeit, die allerorten, wo von Kunst die Rede ist, herüber und hinüber fliegen, gehört unstreitig das Wörtchen „Stil“.

Wenn man nicht unzutreffend von Personen sagt, daß sie die Eigenschaften, die sie immer im Munde führen, gewöhnlich nicht besitzen, so hieße das, auf die Gegenwart angewendet, daß ihr der Stil im ganzen fehlt — eine Behauptung, die leider kaum bewiesen zu werden braucht. Da darf es denn ganz und gar nicht wunder nehmen, daß man sich im allgemeinen nur höchst unklare Vorstellungen von der Bedeutung dieses Wortes macht, umfomehr, als man es von Eingeweihten auf die anscheinend verschiedenartigsten Dinge und Beziehungen angewendet sieht. Es dürfte also recht nützlich sein, einmal festzustellen, was denn nun eigentlich darunter zu verstehen ist, ja, wenn möglich, einen Zusammenhang zu finden unter den mancherlei Erscheinungsgruppen, die als „Stil“ bezeichnet werden.

Wie es die Zeit der stilvollen, besser stilgemäßen Einrichtungen mit sich bringt, welche äußerlich nachgeahmte Erzeugnisse vergangener Jahrhunderte in eine gänzlich veränderte Umgebung setzt, wird das Wort zumeist nur im niedrigsten Sinne verwendet. Man spricht von romanischem, gothischem und Renaissancestil und glaubt, daß man seine Bedeutung erfaßt habe, wenn man einen vom andern unterscheiden kann. „Stil“ heißt in diesem Sinne kurz der Geschmack und die Formenausdrucksweise eines gewissen Zeitabschnitts oder Volkes, eine Erklärung, die besonders auf Architektur und Kunstgewerbe zu beziehen ist. Sie ist leicht gegeben und leicht zu behalten, weil sie oberflächlich ist und mit dem eigentlichen Stil durchaus nichts zu thun hat. Mehr in das Wesen desselben führt uns schon ein anderer Ausdruck. Die Kunsthandwerker des 16. Jahrhunderts z. B. haben nämlich auch ihren Stil gehabt. Der bestand aber nicht nur in einer besonderen Formenausdrucksweise, das heißt darin, daß sie dies und jenes Blattwerk so und so behandelten oder die Gliederungen ihrer Architekturen anders gestalteten als andere. Das war ihnen selbstverständlich und wird nur von uns, die wir das Ganze übersehen können, schlechtthin als Stil bezeichnet. Ihr

Kunsthandwerk war vielmehr deswegen groß, weil seine Erzeugnisse den Zweck, dem sie dienen sollten, in schöner, harmonischer Weise zum Ausdruck brachten, und damit kommen wir zur tieferen Bedeutung des Stilbegriffs. Was hier gesagt wurde, gilt natürlich keineswegs allein von der Renaissance, sondern nicht minder von andern Epochen. Sehen wir uns z. B. eine antike Säule an! In pulsirendem Leben erhebt sie sich von der Basis, die breiter ausladend ihr einen festen sichern Stand giebt. Sie schwillt an in der Mitte, strotzend von Gesundheit, vereingert sich dann oben wieder, gleichsam ihre ganze Kraft zusammennehmend, und trifft nun mit dem Kapitell, dessen reicher Schmuck straff nach oben schießend noch mit tragen hilft, auf das schwer lastende Architekturglied: eine herrliche Vereinigung von Zweckmäßigkeit und Schönheit. Ein einfacher Wasserkrug, eine schlichte thönene Vase, die sich auf schlanken Fuß in fatter Schwellung rundet und oben knapp wieder zusammenschließt, mit lustig geschwungenen Henkeln daran, was sind sie anders als der lebendigste Ausdruck des echten Stilprinzips: dem Auge eine Freude, dem Verstande Zweckmäßigkeit. So soll uns die Säule sagen: ich trage sicher, was dich zertrimmern könnte, der Krug: ich halte zusammen, was auseinander will, der Stuhl: laß dich nieder, ich stütze dich, und alle sollen es zugleich schön sagen. Die Dinge müssen, mit einem Wort, im Sinne der Natur geschaffen sein, dann sind sie stilgemäß, müssen übereinstimmen in Form und Inhalt, müssen so sein, als wären sie gewachsen: organisch lebendig. Nun wird aber der Baum aus festem Holze eine andere Bauart haben als der aus biegsamem. So tritt denn zu unserer Erklärung: Stil ist künstlerisch erklärte Zweckmäßigkeit, die Bedingung hinzu: und verlangt, daß ein Gegenstand zugleich die besonderen Eigenschaften des Stoffes erkennen lasse, aus dem er geschaffen wurde. Das heißt eine Säule aus Eisen muß nothwendig anders geartet sein als eine solche aus Stein. Für den Wissenden wird das im Vorhergesagten enthalten sein; dem Laien kann es nicht oft und klar genug gesagt werden.

Es ist nicht die Aufgabe einer kurzen Uebersicht, alles zu erschöpfen, was sich hierüber noch aufdrängt. Wer den Sinn

des Vorstehenden richtig erfasst hat, dem wird es ein Leichtes sein, sich selbständig an hundert Beispielen von der Richtigkeit zu überzeugen.

Wie gesagt, werden die genannten beiden Stilbegriffe zumeist in Architektur und Kunstgewerbe angewendet. Ein dritter neuer gilt sonderlich von den bildenden Künsten, Malerei und Plastik. So sagen wir von einem groß aufgefachten Bildwerk — einer Landschaft beispielsweise vom älteren Preller oder einem Figurenbilde des Cornelius — sie seien „stilisiert“. Was heißt das hier? Worin liegt hier der „Stil“?

Was an allen diesen Werken zunächst und hauptsächlich in die Augen springt, ist, daß sie niemals mit Kunstleistungen verwechselt werden können, die sich unmittelbare Naturnachahmung zur Aufgabe stellen. Wir vermüssen an ihnen zahlreiche Einzelheiten, die wir in der uns umgebenden Natur wahrnehmen. Am Bildwerk scheint das vielgestaltige Spiel der Muskeln nach einem großen ruhigen Schema vereinfacht und geklärt. Wir empfinden das Ganze als etwas, das nicht alle Bedingungen der uns bekannten Natur erfüllt und doch keine Lüge ist. In der Landschaft, die wir gern „heroisch“ nennen, sehen wir in Baumschlag, Wolken, Gelände oder Felsen überall eine Summe von Einzelheiten zu charakteristischen Gruppen oder Massen zusammengezogen. Wir erkennen die Bäume als Eichen, Pinien oder Kappeln, haben aber doch den Eindruck, als wären sie einfacher, größer, als sie uns die Wirklichkeit zeigt. Die schäumende Brandung selbst in ihrer immer wechselnden Gestalt wird auf einfachere Formen zurückgeführt. Wir können demnach in diesem Falle kurz sagen: Stil ist Weglassen des Unwesentlichen! Das ist jedoch mehr ein Merkmal als eine Erklärung des Stils.

Weshwegen „stilisiert“ denn nun der Künstler eigentlich? Man könnte sagen: er giebt auf diese Weise seine besondere Anschauung von der Welt zu erkennen, und demnach wäre also Stil die persönliche künstlerische Auffassung, die jemand von der Welt hat, oder die Art, wie sich die Schöpfung in seiner Seele spiegelt. Die Ursache, warum es so ist, haben wir damit aber immer noch nicht.

Der Künstler modelliert, malt oder zeichnet keineswegs zufällig, wie er's thut, sondern er ist sich wohl bewußt, daß er in manchen Dingen von der Natur abweicht.

Thut er das denn aber auch wirklich? Anscheinend ja — und vielleicht doch nicht! Er weicht nämlich wohl sehr oft von der Wirklichkeit ab, nicht aber von der Natur im höhern Sinne. Denken wir einmal, ein Bildhauer wolle eine männliche Figur, einen Adam oder dergleichen, modellieren. Er sieht sich nach Modellen um und findet am Ende auch eine ganze Anzahl. Aber ach, das eine hat schöne Arme und kräftig entwickelte Oberkörper, dabei aber ziemlich verkümmerte Beine; das andere ist durchweg recht gut gewachsen, hat aber einen kurzen Nacken und dicke plumpe Gelenke; bei dem dritten endlich sind die sonst guten Formen von Fettpolstern bedeckt u. s. f. Kurz, er findet nirgends alles beisammen, was er sich wünscht. Nähme er nun gleichwohl das verhältnismäßig beste und arbeite danach, hätte er dann Natur vor sich? Nein! Die Natur ist eben im Individuum von tausend Zufälligkeiten in ihrer freien Entwicklung gehemmt worden. Wollen wir ihre Absichten erkennen, so müssen wir sie aus der Summe vieler Einzelercheinungen herauszulesen suchen, müssen das Wahre vom Zufälligen unterscheiden lernen.

So lebt in unserem Künstler das Bild eines Menschen, wie er sein würde, wenn alle Umstände glücklich zusammentrafen. Nach diesem trägt er die Schönheiten, die er einzeln in der Wirklichkeit vorfindet, zusammen. Er sieht bei dem einen ein Hautfältchen, das bei dem andern fehlt, und sagt sich danach: es ist nicht wesentlich, lassen wir es fort — er „stilisiert“! Wo sich die Natur einmal uneingeschränkt offenbaren kann, da wird sie denn auch beinahe wirken wie ein stilisiertes Kunstwerk. Vollendet schöne Menschen, wie man ihnen vielleicht noch hier und da in Italien begegnen kann, oder antike Figuren, die vielfach nichts anderes sind als fein beobachtete Studien aus der Palästra, der Ringschule, lassen das sofort erkennen. Wir haben also als Wesen des Stils hier das Streben zu betrachten, die Dinge der Zufälligkeiten zu entkleiden und auf ihre Grundideen zurückzuführen. So ist es denn gerade ein Drang nach Wahrheit im höhern Sinne, der den Künstler von der Wirklichkeit abweichen läßt. Gleichwie von der dargestellten Form gilt das auch von der Komposition überhaupt. Da

ist im Figurenbilde oder in der Landschaft keine Gestalt — kein Baum, der nicht in vollstem Einklang mit der künstlerischen Idee stünde. Die stummen Gewänder selbst fangen mit an zu reden und unterstützen durch Masse oder Bewegung, was die Menschen sagen; ein Accord der Uebereinstimmung von Innerem und Äußerem — Wahrheit. —

Wir haben es nunmehr noch mit einem Stilbegriff zu thun, der in allen Künsten Anwendung finden kann, dem das liebe Publikum aber schier noch fremder gegenübersteht als den andern, ja dessen Nichtachtung es nicht selten als ganz besondere künstlerische Leistung ansieht. Seine Erklärung heißt kurz: „Stil ist das bewußte Sichfügen in die Forderungen des Darstellungsmaterials“!

Zur Erläuterung ein Beispiel aus der Musik. Wir hören im Konzertsaal einen Cellisten. Er spielt sein Instrument mit ausgezeichnete Geschicklichkeit, Passagen, Triller und Staccati wechseln in ununterbrochener Folge. „Nein, solch ein Spiel!“ heißt es, nachdem er schweißtriefend geendet hat, „der behandelt sein Cello ja wie eine Geige!“ — Ja, das thut er wirklich. — Aber ist das denn auch richtig? Gewiß nicht; denn hätte ein Geiger dasselbe Stück mit gleichem Können auf seinem viel beweglicheren Instrumente gespielt, so würde er bei minderem Aufwand eine noch schönere Wirkung erzielt haben. Der Cellist hat aber seinem Cello zugemuthet, was ihm nicht entspricht: allzu große Beweglichkeit, und andererseits die Vorzüge, die es vor andern hat, schönen Gesangston u. dergl. geopfert; — das ist „stillos“!

In der Malerei hört man nicht selten die Ansicht: Womit man malt, ist doch ganz einerlei! Kann ich mit Pastell oder Aquarell eine Wirkung hervorbringen, die der Oelmalerei entspricht, wohlan! — Das ist aber gerade so falsch wie die Meinung des Cellisten. Jedes Material hat seinen Stil, der sich wie gesagt ergibt aus seinen Vorzügen, die ausbeutet werden müssen, und seinen Unzulänglichkeiten, die Beschränkung auferlegen.

Der Pastellmaler z. B. arbeitet mit diesen weichen Farbestiften; das schließt seine Technik schon von allen den Kunstausführungen aus, die scharfgezeichnete kleine Einzelzüge mit sich bringen wie beispielsweise die Genremalerei. Seine Farbe ist an sich matt, und ihr fehlt mit dem Glanz auch die Tiefe. Das verweist die Pastellmalerei in das Gebiet lichter farbenzarter Erscheinungen; ein Satz, der übrigens am anschaulichsten durch ihre Herkunft — sie stammt aus der Puderzeit — bestätigt wird. Der Ruhm endlich: mein Bild wirkt aber wie ein Oelbild! wird auch nur solange dauern, als dieses nicht wirklich daneben hängt.

Jede Kunst, sei's welche es sein möge, hat ihr festumgrenztes Reich, in dem ihr gewisse Erfolge von keiner andern freitig gemacht werden können. Verläßt sie es, so wird sie günstigsten Falles mit Gewaltanstrengungen nur das erreichen, was einer andern natürliche Sprache ist; wir brauchen das kaum noch an vielen Beispielen zu beweisen.

Alles in allem haben wir sonach vier verschiedene Anwendungen des Wortes Stil zu verzeichnen gehabt, und zwar Anwendungen auf recht vielartige Erscheinungen. Es wäre nun seltsam, wenn die Sprache für vier verschiedene Begriffe nur ein und dasselbe Wort haben sollte. Wir müssen deshalb wohl annehmen, daß sie alle untereinander in festem Zusammenhang stehen. Sehen wir sie darauf hin noch einmal an, so hieß unsere erste Erklärung: Stil ist die Formenausdrucksweise eines gewissen Zeitabschnitts. Wir fügten hinzu, daß damit jedoch nur eine Gruppe von Leistungen bezeichnet werde, die einzeln genommen unserer zweiten Forderung entsprächen, die war: Stil ist künstlerisch verkürzte Zweckmäßigkeit. Beides ist also eigentlich eins! Das eine gilt für eine Summe, das andere fürs einzelne. Die dritte und vierte Erklärung alsdann hieß: Stil ist Weglassen des Unwesentlichen, und Stil ist das bewußte Sichfügen in die Forderungen des Materials. Wir sagen also in der Architektur und in dem Kunstgewerbe zum geschaffenen Dinge: scheine was Du bist, sei wahr! wir streben in den andern bildenden Künsten danach, die Wirklichkeit ihrer Zufälligkeiten zu entkleiden, nach Wahrheit, und verlangen endlich vom Material: rede wie dir der Schnabel gewachsen ist, sprich wahr! So finden wir denn in der Wahrheit das, was alle diese Verschiedenheiten zusammenhält, und können sagen: „Stil ist Wahrheit“. Damit wäre unsere Sprache vollumfänglich gerechtfertigt und zugleich eine Handhabe gegeben, um etwas, das vielfach fälschlich mit Stil bezeichnet wird, die Manier, schroff davon zu scheiden.

Thurnhamers letzte Heimfahrt.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Ein altbayerisches Charakterbild von Max Haushofer. Mit Abbildungen von Carl Raupp.



Norden und Westen scheinen zwischen Fluth und Aether verschwinden zu wollen; nur im Süden treten sie deutlicher hervor; denn da steigen blau und duftig die Vorberge der Alpen empor mit schöngeschnittenen Felsköpfen.

Einsam, recht einsam ist der Strand, den wir entlang wandern, ein breiter Sandstreifen, an einer Seite der plätschernde See, an der anderen grüne Waldnacht. So kann man stundenlang forschlendern. Endlich aber öffnet sich der Wald; grüne Gefilde thun sich auf und wogende Kornfelder, und hinter Obstbäumen lugt der Spitzthurm eines stattlichen Kirchdorfes vor. Ein kleiner Bach geht hier in den See; seine Mündung ist der einzige Hafen weit und breit. Und ihn mußte man vor der andrängenden Fluth dadurch schützen, daß man den schwarzen Rumpf eines ehemaligen Dampfschiffes vor ihm versenkte und mit Felsstücken belastete, so daß er eine Art nothdürftigen Damms bildet. Aber unheimlich sieht es aus, wie die dunklen Rippen des Wracks aus der grünen Tiefe emporragen; es ist, als wollten diese trauernden Reste jeden Augenblick rückwärts hinabsinken ins Unergründliche.

Es ist wenig Leben da. Kein Schiff, kein Steg am Strand, viel weniger ein weißglänzendes Segel. Es ist das wilde Ostufer des großen Binnenwassers; die von den häufigen Stürmen erregten Wogen gehen hier so hoch und stürzen mit solcher Wucht an den Strand, daß sie den Leuten die Seefahrt verderben. Der Fischer arbeitet nur in der Nähe des Ufers und nur bei stillem Wetter. Während fern in den westlichen Theilen des Sees, hinter dem Schutze von Inseln und Landzungen, jedes Kind die Ruder führt, war hier ein einziger Mann, der vor Zeiten mit trotziger Kühnheit sein Fahrzeug durch die Wasser trieb. Und er ist lange todt, der alte Thurnhamer; er ist todt und sein treues Schiff in Trümmer gegangen. Und mit ihm der letzte Seefahrer dieses Ufers.

Er hatte eine schier dämonische Freude an der Seefahrt. In den Uferland hatte er sich einen kleinen Hafen gegraben, darin lag sein schwarzes hochgeschnäbeltes Schiff, ein Einbaum, aus einer

eruchtend in der Nachmittagsstunde liegt die weite See flach. Die fernen Ufer im

der stolzesten Eichen des Gaus gezimmert. Droben auf weit ausblickender Höhe lag des Thurnhamers schönes schuldenfreies Heimwesen; von diesem stieg er gern herab an den See und trieb sein Schiff mit gewaltigen Ruderschlägen in die weite Fluth hinaus. Ihm war dazu die Kraft gegeben. Denn siebeneinhalb Fuß maß er vom Scheitel bis zur Zehe und seine Hände waren die größten zwischen der Isar und der Salzach. Unter dem Druck seines Ruders stöhnte seines Einbaums tüchtiger Bau.

Am liebsten fuhr er in entlegene Wirthshäuser am See. Auf jener Insel, die aus stundenweiter Ferne herüberglänzt, stand eins, welches ihm das liebste war. Dahin kam er etwa alle Vierteljahre. Saß er aber einmal am Ahornstisch, so trank er sich fest und kam unter drei Tagen nicht fort. Nach solchem Ausleben packte ihn dann das Gewissen und er blieb wieder vier Wochen daheim und arbeitete mit Varentkraft.

Er war ein Vollblutbauer, wie jemals die südbayerische Hochebene einen getragen: bieder und schlau, grob und gemüthlich, widerborstig und kindlich zugleich. Zornig konnte er nicht werden; denn ehe er es ward, nahm er den, der ihn zornig machen wollte, und warf ihn durch eine halböllige Thür von Fichtenholz aus dem Hause, wobei es ihm ganz gleichgültig war, ob die Thür offen stand oder nicht. In letzterem Fall ging sie in Splitter.

Als er in die sechzig Jahre kam und sein Weib gestorben und sein Töchterchen Nannei zu einer schönen blondköpfigen Jungfrau herangewachsen war, da waren auch des Thurnhamers Gesinnung und Lebensweise in ihrer Eigenart verhärtet wie ein alter knorriger Eichenbaum. Er fing an zu philosophiren und fuhr öfter in die Wirthshäuser als früher, blieb auch länger darinnen und war bei allen beliebt.

Verließ er sie dann am vierten oder fünften Tage seiner Gastrolle, so gab's immer große Feierlichkeit. Gewöhnlich fing er mit dem Abschiednehmen schon am ersten Abend an, indem er schwerfällig zum Strande hinabschritt, wo sein Fahrzeug, von ihm „Scheef“ genannt, lag. Seine Kneiptumpane begleitete ihn. Bedächtig schob er dann das Scheef vom Lande und setzte einen Fuß hinein, bis ihm jählings einfiel, daß ein plötzlicher Durst seinen Gaumen vertrockne. Dann zog er ebenso bedächtig das Scheef wieder ans Land, schimpfte, daß man ihn so durstig fortfahren lasse, und wandelte zurück an den Ahornstisch. Das ging so jeden Tag ein paarmal. Es war seltsam, warum der Thurnhamer, sonst so kurz



Thurnhamers letzte Heimfahrt.
Von St. Raupp.

entschlossen und hartköpfig, in Bezug auf das Scheiden aus dem Wirthshause in wankelmüthige Gesinnung zeigte.

Durch Sturm und Wetter ließ er sich nicht halten, bloß durch seinen Durst. Im Gegentheile, je ärger es draußen auf dem See tobte, um so lieber fuhr er. Und dann war's eine Freude, ihn zu sehen. Aus seinem lässigen schwankenden Gange richtete er sich dann stramm auf und stand in seinem Schiffe wie ein riesiger Hüne; seine Augen blühten und der Sturm fuhr ihm durch das ergraute Haar. Oftmals gab man ihn verloren, wenn er im Westturm hinausgefahren war in den Weissee; aber er kam allezeit gesund nach seinem Hofe zurück. Ein paarmal freilich, wenn das Kannei am Ufer stand, hatte sie den Vater daherkommen sehen fast als Ertrinkenden; dann schwamm sein Schiff nicht mehr auf dem Wasser, sondern wälzte sich wie ein unbehilfliches Scheit Holz zwischen den Wellen, während der kühne Berge bis an die Brust im Wasser lag und mit beiden Händen sich an den Schiffsbord klammerte.

Endlich hatten die Wogen dann Schiff und Lenker an den Strand hinausgeworfen.

„Madel, halt's Maul!“ hatte der Thurnhamer dann gesagt. Und das Kannei hatte schweigend die nassen Kleider des Vaters getrocknet, welcher sich auf die Dienbank hingestreckt hatte, um einen langen tiefen Schlaf zu beginnen.

Einmal mußte der Thurnhamer seine letzte Fahrt machen. Es war eine Fahrt, von der die Leute lang erzählten, denn sie war von befremdlichen Dingen begleitet.

Es war ein Feiertag, Maria Himmelfahrt. Der Thurnhamer saß im Inselwirthshause. Da ging's lustig her. An einem Tische saßen Maler und Studenten aus München, an einem anderen etliche Honoratioren aus einem benachbarten Städtchen, an einem dritten die Becher aus dem Inseldorf. Zu denen hatte sich der Thurnhamer gesellt; da sang er prächtige Bierzeiler, die außer ihm niemand kannte. Die Maler und Studenten kamen an seinen Tisch herüber, sangen mit ihm und zeichneten ihn ab.

Wie es auf neun Uhr ging, brach der Thurnhamer auf.

„Thurnhamer, ein Wetter kommt!“ sagte die schlankste Kellnerin, als er seine Beche zahlte. „Willst doch fahren?“

Der Thurnhamer schlug mit der Riesenhaut auf den Tisch, daß die Gläser tanzten. „Und wenn der leibhaftige Seetenfel mit mir fährt, so fahr' ich doch!“ brummte er.

„Das müssen wir sehen!“ sagte einer der Studenten. Und der ganze Tisch rüstete sich, den kühnen Seefahrer zum Strande zu geleiten. Die städtischen Zechgenossen holtten Rienspäne aus der Küche, zündeten sie an und begleiteten nun mit Fackeln und Gesang den Scheidenden. Schließlich hielt einer der Studenten noch eine Rede an den Thurnhamer, wobei er ihn stets mit „Magnificenz“ betitelte.

Der Glanz der Rienspanfackeln war schuld, daß die Gesellschaft von dem unheimlichen Leuchten der Blitze im Westen wenig sah. Es hatten auch alle so viel getrunken, daß keiner das leise Grollen des Donners vernahm, während der Thurnhamer mit mächtigem Stöße sein Schiffe in den See schob und nachsprang. Ein lautes Hoch scholl ihm vom Ufer nach; die Fackeln der Mühdener flogen im Bogen dem Schiffe zu und verzichteten in der dunklen regungslosen Fluth.

„Ich wollt', er wär' daheim!“ sagte ein Insulaner zu einem der fremden Gäste. „Das wird ein schweres Wetter!“

Der Gast sah zum Himmel empor. „Muß er weit fahren?“

„Zwei Stunden braucht er wohl!“ lautete die Antwort.

„Und in einer halben Stunde kann das Wetter da sein!“

Langsam gehen die Gäste ins Wirthshaus zurück. Der Thurnhamer fährt allein in den See hinaus. Es ist stochfinstere Nacht. Im Süden, wo die Bergkette sonst zu sehen ist, sieht man nichts als ungewisse Schattenbilder in weiter Ferne; im Osten, wo der Thurnhamer hinsteuert, ist vollends das leere Nichts; im Westen verschwinden die Bäume der kleinen Insel rasch, wie erdrückt von den aufsteigenden Gewitterwolken. Nur im Norden hebt sich als einziger Wegweiser ein ferner schwarzer Wald und ein einsamer Kirchturm vom Nachthimmel ab. Und auch das wird immer undeutlicher.

„Was nur mein Schiffe heut hat?“ spricht der Thurnhamer vor sich hin. Das Alleinreden ist eine Lieblingsgewohnheit von ihm.

„Ja,“ fährt er fort, „was das Schiffe nur hat? Hinum geht's und herum; aber gradaus nit! Du Kreuzmillionenschiffe!“

Ein Blitz fährt über den Himmel hin und läßt den fernen Wald in fahlem Licht erglänzen.

„Das ist ein Leuchten!“ sagt der Thurnhamer. „Jetzt wird's bald da sein!“

Das Schiff dreht sich stark nach rechts von seiner Bahn ab, so daß der Kirchturm, den der Thurnhamer zu seiner Linken haben sollte, hinter dem Rücken des Fährmanns verschwindet.

„Kreuzdonner!“ knirscht dieser. „Sitzt denn der Teufel im Grausen?“

Da — was war das? Klang's nicht wie ein dumpfes Stöhnen? Und woher? Aus dem Schiffe — aus dem See — aus der Luft?

Der Thurnhamer horcht. Er vernimmt nichts mehr. Nun dreht er das Schiff in seine Bahn zurück und fährt weiter. Das geht so eine halbe Stunde lang. Rascher und rascher folgen sich die Blitze; lauter wird der Donner. Aber noch immer liegt der See spiegelglatt.

Der Thurnhamer wischt sich den Schweiß von der Stirn und schaut hinter sich. Der westliche Himmel ist erschreckend. Eine riesengroße schwarze Wand will sich wie ein Dach schräg über den See hereinsetzen. Aber unheimlicher noch sind die niedrigen häßlich zusammengeballten Wolken, welche sich unter ihr auf dem See herwälzen. Das sind Windwolken; der Thurnhamer kennt sie.

Noch ein Blitz zeigt dem Manne den fernen Waldstreifen, unter welchem er sein heimathliches Ufer zu suchen hat. Dann aber kommt's daher. Der Thurnhamer hört ein dumpfes Säusen, und das Säusen wird lauter und lauter. Kommt's aus der Luft oder vom See? Und auf dem See erscheint ein Streifen; dünn und weiß kommt er gesogen und wird breiter und breiter. Und das Säusen wird zum Heulen und kommt auch näher, und ehe der Thurnhamer sich's versteht, faßt ihn etwas und drückt ihn an die Schiffswand. Das ist aber nichts anderes als der heulende Sturm. Und im selben Augenblicke ist auch der weiße Streifen da; das ist eine Mauer von Wasser, die der Sturm vor sich hergepeitscht hat und die sich jetzt heranwärtzt, Schiff und Mann zu verschlingen.

Ras und grauig klatscht es dem Manne ins Gesicht und faßt sein Fahrzeug an. Aber das brave Eichengebände thut seine Schuldigkeit. Trotzig wendet es den hochgeschmälerten breiten Bug gegen die anrollende Wassermasse und hebt sich hoch auf dieselbe empor, während der Steuermann sich mit beiden Händen an die Schiffswand klammert, um vom wüthenden Anprall des Sturms nicht herabgeschleudert zu werden.

Nun ist der erste Stoß vorüber. Hochaufathmend ergreift der Bauer das Ruder wieder, um das Schiff zu wenden. Nur seiner Bärenkraft gelingt's; der Schnabel zeigt wieder nach Osten, und wie ein Vogel fliegt das Schiff vor dem Sturme her. Jetzt aber heben sich von Minute zu Minute die Wogen höher empor; ganze Berge von Wasser wälzen sich daher und auf ihren Kämmen reitet der Blitz. Fast ist das Schiff nicht mehr zu steuern.

Der Bauer will an der Seite des Schiffes ein Ruder ins Wasser hängen, um nicht unaufhörlich von den furchtbaren Wassermassen aus dem Kurs geschleudert zu werden. Aber so gewaltig schwanzt das Fahrzeug, daß der Mann niederknien muß, um bei diesem Geschäfte nicht über die Wand geworfen zu werden. Jetzt hat er das Ruder festgemacht und will sich wieder erheben.

Da aber packt ihn ein kaltes Grausen mit eiserner Faust. Dem Sturme hat er mit Löwenmuth getrotzt; aber jetzt ist was anderes da, das an seinen mächtigen Nerven rüttelt.

Der Thurnhamer ist nicht mehr allein.

Wie er sich erheben will, sieht er auf dem Grausen, der eben fast lothrecht über ihm auf eine Woge steigt, eine dunkle Gestalt sitzen. Da erhebt er sich nicht mehr. Mit schlottenden Gliedern, mit stieren Augen, die Hände krampfhaft an die Schiffswände gepreßt, liegt der Bauer da und schaut nach dem unheimlichen Jahrgast. Der nächste Blitzstrahl zeigt ihm denselben deutlich. Er sitzt auf der Bank nächst dem Grausen, trägt einen hohen spitzen Hut, auf welchem eine Fahnenfeder weht, und hat ein schwarzes Gesicht mit einem langen schwarzen Spitzbarte.

„Jesus, Maria und Joseph!“ murmelt der Bauer. Dann sagt er nichts mehr, er neigt den Kopf zur Seite, um sein grauniges Gegenüber nicht zu sehen, und verharrt in dieser Stellung.

* Schiffsschnabel.

Das wüthet so etwa eine Stunde lang. Mittlerweile hat der rasende Sturm das hilflose Fahrzeug rasch durch den Weißsee getrieben. Die gewaltigen Wellen haben es in der letzten Viertelstunde völlig gefüllt, sie schlagen darüber hinweg. Und nun hört der Bauer die Brandung am Ufer donnern. Hochauf wird sein Schiff geschleudert; es macht ein paar schwerfällige Bewegungen, als wenn es sich überkugeln wollte. Dann sinkt es wieder in ein tiefes Wellenthal. Weißer Schaum überfliegt das ganze Fahrzeug; noch einmal hebt sich's zu schwindelnder Höhe und stürzt wieder in die Tiefe, diesmal aber zertrümmert das alte Eichengebäude auf einem Stein, und ein furchtbarer Stoß wirft den Bauer in den toschenden, brodelnden See. Er sieht dunklen Fichtenwald über sich, fühlt festen Boden unter sich und waret, von der Brandung ein paar mal niedergeworfen, zuletzt kriechend, an den Strand, wo er zusammenbricht. Im Leuchten der Blitze sieht er noch einmal den Granzen seines Schiffes und auf ihm reitend den Fahrgast mit dem spitzen Hut.

Der Bauer wird für ein paar Minuten völlig besinnungslos; See und Wald, Blitz und Wellen, Schiff und Spizhut drehen sich um ihn. Wie er sich mühsam auferafft hat, ist das Schiff noch da, der Fahrgast verschwunden. Der Thurnhamer schlägt ein Kreuz und steigt hastig aufwärts in den brausenden Wald. Eine Viertelstunde später bellt der treue Hund am Thurnhamer Hofe, aus der Stube kommt das blonde Rannei mit der Stalllaterne und schreit: „Jesus, Maria! Der Vater!“

„Rannei, sei stad!“ sagt der Bauer mühsam. „Ich bin grad a bissel naß!“

Das war des Thurnhamers letzte Heimfahrt. Am andern Morgen schritt der Bauer stramm und frisch, wenn auch nicht so wie sonst, aufs Feld hinaus. Seine Buben aber gingen an den Strand hinab, das Scheef zu bergen. Wie sie mittags heimkamen, sagte der ältere, der Pies: „Vater, 's Scheef is ganz hin. A Loch is drin, daß ma durchschlupf'n kann!“

Der kleinere aber, der Toni, brachte ein Glas. „Vater, schau, was wir in dem Scheef g'fund'n ham!“

Der Bauer schüttelte sich. Der Toni aber zeigte ihm das Glas. Es war mit einem grünlichen Del zur Hälfte gefüllt und in diesem Del schwammen schwarze Gegenstände, welche ausfahen wie abgerissene Gliedmaßen winziger Teufel.

Ein Schandern rann dem Bauern über den Rücken hinab. „Thu's weg!“ sagte er. „Dös g'hört nit mei!“

Der Toni stellte das Glas ins Stallfenster. Abends aber kam das Rannei, legte das Glas in ihre Schürze und machte ein Kreuz darüber. Dann ging sie vom Hofe weg, etwa einen Büchsenchuß weit, wo am Sträßchen eine kleine Feldkapelle stand. Dort hob sie einen Stein der Schwelle auf, grub ein Loch in den Erdboden, legte das Glas hinein und den Stein wieder darüber. Dann sprengte sie noch ein paar Tropfen Weihwasser auf den Stein und ging befriedigt heimwärts.

„Haß's fort?“ frug der Bauer, als er sie kommen sah.

„Ja!“ sagte das Rannei und ging in den Stall.

Der Thurnhamer baute kein neues Schiff mehr; er ging überhaupt nimmer auf den See, sondern fuhr mit einem nubliden Schimmel per Mähje ins Wirthshaus, starb auch bald darauf einen friedlichen Tod auf der Pfenbank. Er starb ohne Gewissensangst. Denn als er seinem Pfarrer gebeichtet hatte, daß er einmal mit dem Teufel über den Weißsee gefahren sei, tröstete ihn der Pfarrer und versprach ihm, daß bei der Fahrt, die er nun-

mehr anzutreten habe, kein Teufel mehr auf dem Granzen sitzen werde, sondern ein Engel mit goldenen Flügeln.

Fünf Jahre waren etwa seit jener graufigen Fahrt verstrichen, da traten eines schönen Tags in die Stube des Inselwirthshauses die Kinder vom Thurnhamer Hofe, das Rannei und ihr Bruder, der Toni. Um den Tischtisch saßen drei wüthende fahrende Gesellen. Zwei waren aus der Umgebung, der Steinl-Jepp und der Gederer Muckl, beides richtige Lumpen. Bei ihnen saß aber noch einer, einäugig, groß und dürr, mit dunkelbraunem Gesicht und langem Spizbart. Er trug einen hohen, spitzen Hut mit einer zerzausten Hahnenfeder, und hinter sich hatte er einen rothen Kasten stehen. Das war der Schwazer Hans, ein tiroler Hausfrier, der mit Sympthiemitteln, Reliquien, Schildkröten, Wundplastern, Amuletten und ähnlichen Sachen einen räthselhaften Handel trieb. Vor sich hatte dieser unheimliche Mensch ein Gläschen Schnaps stehen und daneben ein Glas, genau so wie dasjenige gewesen war, das man einst im Brack des Thurnhamerschiffes gefunden hatte. Um dieses Glas drehte sich das Gespräch der drei Halunken; denn der Schwazer Hans er-

klärte jaust seinen Kneipsumpanen, das Del im Glase sei Skorpionöl, und das sei das beste Heilmittel wider Brand und Gift, wider zehrendes Fieber und fallende Sucht.

„Laß mi aus mit Deine Skorpion!“ sagte der Gederer Muckl. „Spinnenhagen san's und Heuschreckenköp!“

Draußen am andern Tisch rüdte das Rannei näher zu ihrem Bruder hin.

Der Schwazer Hans jubr fort, mit seinem Skorpionöl groß zu thun. Aber wie hochten die Thurnhamerleute auf, als er jetzt zu erzählen anfing, daß er vor fünf Jahren auch auf der Insel gewesen

sei und sich nachts statt ins Bett in ein Schiff zum Schlafen niedergelegt habe! Und wie er aufgewacht sei, da sei er mitten im See gewesen, und die Wellen wären daher gekommen so hoch wie der Solstein und die Martinswand. Und zuletzt sei das Schiff in tausend Trümmer gebrochen und er sei auf seinem rothen Kasten ans Land geritten und habe nichts verloren, als sein Glas mit Skorpionöl. Das sei aber so fein und kräftig gewesen, daß er's für tausend Gulden nicht habe verkaufen wollen.

So schwatzte der Tiroler, schnitt gräuliche Grimassen und schielte mit seinem einzigen Auge beständig nach dem Rannei hinüber.

Als der Toni und das Rannei sich erhoben, zog der Schwazer Hans eine schwarze Schildkröte aus dem Kasten und hielt sie dem Mädchen entgegen.

„Laß mi aus mit Deine Gankerln!“ zürnte das Rannei und sprang aus der Thür. Lautes Gelächter scholl ihr nach.

Als aber die Geschwister um den See herum heimfuhren, sagte der Toni: „Du, Rannei! Mir ist's doch lieb, daß unser Vater nicht mit dem Teufel über den See gefahren ist, sondern nur mit dem tiroler Haderlumper!“

„Weißt's gewiß, daß er bloß ein Haderlumper is?“ fragte das Rannei ernsthaft dagegen.

Dem Toni kam ein leiser Zweifel an seiner aufgeklärten Weltanschauung. „Nix Gewisses weiß ma freilich nit!“ sagte er. Und in tiefen Gedanken fuhren die Geschwister weiter, dem Thurnhamer Hofe zu, der im hellen Sonnenschein vom fernem Waldsaum herüberglänzte.

* Bayerischer Dialektausdruck für Teufelchen.



Angedruckte Briefe Fritz Reuters.

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

V.

Man braucht nicht auf ein Wort des alten römischen Philosophen Boethius: „die Freundschaft, dies heiligste Gut, gehört der Tugend und nicht dem Glücke zu“, zurückzugreifen, um zu verstehen, auf welchem Grunde die Freundschaft zwischen Reuter und Fritz Peters aufgebaut war; auch ein gut deutscher Dichter, Tieck, giebt in anderer Form demselben Gedanken Ausdruck:

„Und einen Freund kann jeder haben,
Der selbst versteht, ein Freund zu sein.“

Als Fritz Reuter noch schwer vom Schicksal verfolgt und seine Stirn von düstern Sorgen umschattet war, da nahm sich der wackere mecklenburgische Landwirth des Niedergedrückten mit seiner ganzen Selbstlosigkeit an, und die Mannhaftigkeit und schlichte Treue, die sich hierin offenbarte, waren Züge in dem Charakter beider Männer, die sie dauernd und innig an einander fesselten. Wohl trennten sie sich später wieder, als Reuter seine geliebte Luise heimführte und sich ein bescheidenes eigenes Heim gründete, aber sie standen nach wie vor in innigem Verkehr. Und gemeinsam blieben ihnen Freud und Leid auch dann, als der Lorbeerkranz das Haupt des Dichters umgrünte und der Ruhm den Namen Reuter auf seinen Fittigen durch die Welt trug. Von jedem kleinen Ereigniß machte der Dichter dem Freunde Mittheilung, an jedem Vorkommniß in Peters' Familie nahm er theil. Als er 1869 wieder wie in den vierziger Jahren zur Kur in der Wasserheilanstalt Stuer war, schilderte er brieflich sein nasses Leben mit dem alten Humor und suchte die Freunde auf ihrem Gute Vollandin persönlich auf. Und als die ersten Kriegsjahre 1870/71 hereinbrachen, da bewies er seine herzliche Theilnahme dem Sohne Peters', der als Soldat mit vor den Feuerschlünden des Feindes stand, und wir geben unter den nachfolgenden Briefen auch denjenigen wieder, den die Zelpost von Reuter dem jungen Peters überbrachte.

Mein lieber Fritz!

„Stuer, den 3. Januar 69.

Seht, Ihr Beide dort im fernen Pommern,
Seht, Ihr Widlen seid doch bessere Menschen!
Und ich schlag mich seitwärts in die Büsche.

Ja, Ihr seid besser als wenigstens ich, Ihr schreibt doch und schreibt gute und freundliche Briefe, das will ich Euch nächstens einmal gedenken. Ich lebe hier und blühe hier, wie ein einsames, süßes Veilchen, nur daß ich nicht so schön rieche und statt in Gras und Blumen im Sande versteckt bin. Meine Gesundheit ist von der Art, daß sie anfängt steuerlos zu werden, zwei Meilen ins Land zu laufen, durch die Rätze zu plagen und sich ernstlich darauf vorzubereiten, Siedenbollentiu banquerutt zu fressen; ich werde indessen wohl schwerlich die Hand- und Spanndienste¹ Deines getreuen Knappen Jochen Nebke, dessen rechten und wohlklingenden Namen ich bei dieser Gelegenheit zum ersten Mal erfahre, in Anspruch nehmen, denn wenn ich noch bis die zwanziger Tage des Januar abgeschrubbt bin, werde ich schon so viel Fell verloren haben, daß es auf einzelnen Stellen durchsichtig sein wird. Einen kupfernen Kessel kann man alle Tage mit Stroh wiewen und Sand scheuern, das goldene Fieß eines Dichters aber will geschont sein. Doch darüber später!

Was nun sie ist, so scheint sie ein sonderbares Vergnügen daran zu finden, mich ins neue Jahr an der Nase hinauszuführen und dies nützliche Organ bei mir ebenso lang zu ziehen als ihr eigenes. Sie sollte gleich nach Weihnachten kommen, sie kam nicht und scheint die schöne Festzeit mit Hundedressur² verbracht zu haben, sie hat sich wenigstens das Verdienst erworben, die irregulierten Jugendtriebe meines Steffan in die gebührenden Schranken zu weisen. Nun wollte sie gestern kommen, sie ist nicht kommen und wenn sie nun heute nicht kommt, dann — tämwen wi noch en beten.³

Hier ist's sehr trostlos und einsam und einsältig; trostlos für ein armes, sehr krankes Mädchen, einsam für Deinen ergebensten Diener und Freund, und einsältig für einen jungen

¹ Zum Abreiben mit nassen Tüchern als Nachkur nach dem Verlassen der Heilanstalt. ² Reuter hatte sich zur Bewachung seines neuen Hauses eine junge Dogge angeschafft. ³ Warten wir noch ein bißchen.

Mann, der sich nur, wie Deine kleinen lieben Schweinchen, von ungefalteten und ungeschmalzenen Erbsen und Linsen nährt und sich einen Vegetarianer nennt. Dies ist nämlich eine neue philosophische Sekte, die Deutschland ausgebrütet hat, die aber ihren Ursprung auf Pythagoras zurückführt und ernstlich damit umgeht, die Menschheit auf den Urzustand Adams und Evas zurückzuführen, ob auch in Bezug auf Kleidung, ist bisher noch zweifelhaft, mit dem Essen versuchen sie es aber durchzusetzen. Die Anhänger dieser vom deutschen politischen Magenjammer und thierischvereintlicher Frömmigkeit ausgebrüteten Sekte, die schon ganz munter sind und Fleischessen für Sünde erklären, gewinnen an Boden, was Dir bei Deiner Rind- und Schweinezucht gefährlich werden kann, sie verlieren aber an Gewicht, denn unser Obervegetarianer, der uns zu Weihnachten verlassen hat, hat so viel an Gewicht verloren, daß sich sogar seine Haut und seine Knochen in Lust zu verflüchtigen drohten. Ich siehe noch auf dem alten, rohen, fleischfressenden Standpunkt.

Der Bruder unseres Herrn Badeg, ein Doktor der Mathematik, schützt mich gegen die Langeweile, einer Dankbarkeit habe ich ihm dafür Bismarck und von der Heide¹ beigebracht; er frist auch noch Fleisch.

Nun, meine lieben, braven, theilnehmenden Freunde, meine besten Wünsche zum neuen Jahr und die Bitte, Euch um mich nicht zu grämen, ich bin ganz prächtig zuwege.

Euer

alter Fritz Reuter.“

„Eisenach, den 2. Dezember 1869.

Mein lieber Fritz!

Gestern sind richtig und wohl erhalten die schönen pommerschen Süßfrüchte² bei uns eingespungen. Was meine ist, hat um diese Fleischköpfe Aegyptens getanz wie der selige König David um die Bundeslade. Schade! Sie hatte keinen leinernen Leibrock an, sonst wäre der Vergleich vollständig gewesen — und schade! ich mußte sie einfangen, sonst wäre sie in ihrer Freude auf den Tisch gehüpft, und der hätte es nicht ausgehalten, denn wenn's so beibräut, dann jagt sie Deine Frau in der Vollkommenheit und Bölligkeit noch vorbei. — — — Meine Einnahmen werden für die Folge leider eine große Einbuße erleiden, weil ein spitzbüßischer Buchhändler in Amerika meine sämtlichen Werke Wort für Wort plattdeutsch nachdruckt, und wenn derselbe diesen Nachdruck auch nicht in Deutschland gegen die bestehenden Gesetze vertreiben kann, so wird der Schmuggelhandel doch das seine thun; jedenfalls wird aber der Vertrieb in Amerika, der in der letzten Zeit sehr bedeutend war, vollständig abgeschnitten. Das ist sehr schlimm, es läßt sich aber gegen das amerikanische Raubsystem nichts machen. — — —

Dein

Fritz Reuter.“

„Eisenach, den 13. Okt. 70.

Mein lieber Fritz!

Es ist schon lange her, daß ich nicht an Euch geschrieben habe, habe auch nicht zu den alljährlich so schön regelmäßig wiederkehrenden Geburtstagen gratulirt, obgleich ich doch auch an anderen minder wichtigen Tagen sehr viel und freundlich an Euch gedacht habe. — Was ist das für eine Zeit! — Man kommt gar nicht zu Athem, zumal wenn man an einer so belebten Militärtruppe wohnt wie wir. Hier gehen die meisten Soldatenzüge durch und nur die große Entfernung von uns zum Bahnhof und die Ungewißheit der Ankunft der Züge verhindern uns, bei den meisten Zuzuhauer zu sein; aber nun diese Zeitungsnachrichten! (ich lese jetzt 4 Zeitungen, die „Kölnische“, die „Weimarsche“, die „Rostoder“ und unser Eisenacher Wurstblättchen), bald sind's Freuden-, bald Hiobsposten, zu welchen letzteren ich die furchtbaren Verlußtlisten der „Kölnischen“ rechne, worin ich

¹ Scherzhafte Bezeichnungen von Touren im bunten Whist. ² Reuter bezog in den letzten Jahren regelmäßig gegen Bezahlung Fleischwaren aus Vollandin, die ihm besonders zusagten.



Frühlingstramm.

Nach einem Gemälde von Otto Lingner.

Photographie im Verlage von Gustav Schauer in Berlin.

dem auch einen A. als leicht verwundet gefunden habe, aber zum Glück keinen M. Peters; ferner die Schilderung der in der Pfalz und im Elsaß herrschenden Noth und schließlich die infame Viehpest.

— Dein M. hat an mich geschrieben, einen lieben, freundlichen und sehr instruktiven Brief; er bittet darin um Antwort, und diese hätte ich schon längst ihm zukommen lassen, wenn ich nicht die Absicht hätte, ihm irgend einen Abdruck von einem längeren Gedicht von mir zukommen zu lassen. Das Ding muß noch nicht gedruckt sein, ich erwarte es jedoch bald und dann werde ich es an Euch in Bollentin senden, da Ihr doch am Ende seinen Aufenthaltsort genau wissen müßt. Der wird was zu erzählen haben. Gebe Gott nur, daß er erst gesund und heil zu Euch zurückkehre; wenigstens aus diesen nichtswürdigen Bivouaks bei Metz erlöst wird, von denen uns ein mecklenburgischer Unteroffizier eine sehr häßliche Beschreibung gemacht hat.

Wir haben hier ein Lazareth von einigen Leichtverwundeten und ziemlich vielen Kranken (Rheumatismus, Typhus, Ruhr) und heute erwarten wir französische Gefangene; es soll eine Kaffelbande von Zuvaven, Turkos, Mobilgardern und Franc-tireurs sein, die zur Sicherheit von einer ganzen Kompagnie geleitet wird. Diese unsere neue Einwanderung wollen wir denn auch heute Nachmittag auf dem Bahnhofe in Empfang nehmen. Es ist nur ein sehr schlechtes Wetter augenblicklich, stürmisch mit vielem Regen, und der Herbst macht dem rasch herbeieilenden Winter nur noch ein flüchtiges Kompliment.

Wie's uns geht? Nun, bei so allgemeinem Leid und so verbreiteter Sorge und Noth darf man billigerweise mit seinen kleinen Klagen nicht zu Markte ziehen. Fühl's aber doch schon, daß ich in kürzester Zeit meine 60 Jahre auf dem Rücken habe; Kreuzschmerzen, Reizen in den Beinen und andere Altersgenossen treiben sich in meinem Leichnam umher.

Was mir noch viele Freude macht, ist mein Garten, der in diesem fenchten Sommer prächtig herangewachsen ist; alles gedeiht gut, auch die im oberen Garten neu gepflanzten Obstbäumchen. Die andern haben schon fast alle getragen und treffliches Obst gebracht, vor allem die Weinstöcke, nur sind manche spätere Sorten nicht reif geworden. Meine Krühen haben die Vögel, meine Kühe die Eichtapen aufgefressen. Heute will ich Pfirsiche, Apfelsinen und Wein beschneiden.

Dein Fritz Reuter."

„Eisenach, den 2. Nov. 70.

Mein lieber M.¹

Gottlob, daß Ihr mit dem verdamnten Metz fertig seid! Es ist dort doch wohl die scheußlichste Lage im ganzen Kriege gewesen. Ich habe hier von verschiedenen Seiten darüber Schilderungen von Leuten, die davor gelegen haben, erhalten, unter andern von dem Obersten des 77. Regiments, der ein paar Häuser weit von uns sehr bedeutend am Typhus erkrankt darniederliegt. Nun lese ich aber zu meiner großen Freude, daß schon vor dem vollständigen Abschluß der Kapitulation die eine Division des 2. Armeecorps² in vollem Regen des Abends auf Paris abmarschirt ist.

Ich hätte Dir schon viel früher auf Deinen so freundlichen und hübschen Brief geantwortet, wenn ich nicht die Absicht gehabt hätte, Dir ein Stückchen Poesie mitzufenden, zu dem¹ mich eigentlich Dein Bericht über Gravelotte zunächst veranlaßte; aber bevor so etwas geschrieben und wiederholt durchgesehen und schließlich gedruckt ist, darüber vergeht immer geraume Zeit, und nun wissen wieder die Deinigen, an welche ich diese Zeilen zur Beförderung sende, wahrscheinlich nicht, wohin sie mein Nachwerk schicken sollen.

Die Begeisterung für Eure Thaten vor Metz ging wie ein Lauffeuer durch das ganze deutsche Vaterland, von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf, vom Palast zur Hütte, alles jubelte nicht allein über Euren Erfolg und Euren Heldennuth, sondern alle die, die sich einen Begriff von den Schwierigkeiten Eurer Lage machen konnten, waren voll Enthusiasmus über die Fähigkeit und Aufopferungsfähigkeit der herrlichen Armee, die unter solchen Umständen solche Erfolge erstreiten konnte. Ja, mein lieber Sohn, wenn wir uns, will's Gott, gesund einmal wieder-

¹ Dieser Brief ist an Peters' Sohn, der im Felde stand, gerichtet.
² M. Peters stand beim zweiten Armeecorps.

sehen, dann kannst Du mit Stolz sagen: da bin auch ich dabei gewesen! Das ist ein großes Gefühl, welches dem Menschen für alle Zeit und Zukunft als Stab und Stütze sicher zur Seite steht.

Wir alten Knaben hier in Eisenach thun auch freilich das unsere, um der Noth im Felde so viel als möglich abzuhelfen, und haben von hier aus schon einige Male Wagensendungen mit warmen Kleidern und Lebensmitteln an unser 2. Bataillon des 94. Regiments abgeandt; aber was will das heißen? Es ist das Scherzlein der armen Wittwe, wohl gut gemeint, aber doch sehr wenig hilfreich.

Meine Luise, die Dich recht von Herzen grüßen läßt, hat unser Haus, oben und unten, für Leichtverwundete und Reconvalescenten eingerichtet, sie hat eine Unmasse von Exquidungen eingetodt; aber vergebens, es werden keine Kranke in Privatlogis einquartiert, und so beschränkt sich denn unsere Pflege auf den Obersten v. C., und das auch nur durch etwaige Zusendungen.

Seit zwei Tagen sind wir denn auch mit französischen Gefangenen gesegnet, es sollen meist Chasser aus Schlettstadt sein, ich habe sie noch nicht gesehen. Heute pfeift die Lokomotive wieder ununterbrochen, ein Zeichen, daß Frankreich wieder bei uns zum Besuch kommt, wir haben uns diesen Besuch wiederholtlich auf unserm vorzugsweise frequentirten Bahnhofe angesehen; aber ich kann nicht sagen, daß derselbe einen wohlthuenden Eindruck auf uns gemacht hat, es sind verkommene Gesellen, diese Zuvaven und Turkos, und wenn Deutschland noch irgend Ehre im Leibe hat, so wird es in heller Werkthätigkeit Gott und Euch auf den Knien danken, daß Ihr uns vor diesen Menschen bewahrt habt.

Gestern Abend verbreitete sich hier, durch Berliner Zeitungen hervorgerufen, das Gerücht, es sei auf unseren König geschossen und der Kriegsminister sei verwundet; ich glaub's aber nicht. Wäre es wirklich der Fall, so wär's für Frankreich das fürchterlichste Unglück.

Dein Fritz Reuter."

Das Kriegsgetöse war verhaßt, und wenn auch die im blutigen Ringen geschlagenen Wunden noch nicht vernarrt waren, wenn auch mancher theure Todte von den Seinen noch heiß betrauert wurde und der glücklich Heimgekehrte die unter Kanonendonner und Schmerzenslauten erlebten Schreckensscenen noch treu im Gedächtniß hielt: der Friede war doch wieder eingekkehrt und mit seinen Segnungen neues kraftvolles Leben. In seiner schönen Villa bei Eisenach lebte Fritz Reuter an der Seite seiner treuen Luise ruhig und glücklich und der Aufschwung, den nach dem siegreichen Kriege das ganze öffentliche Leben in Deutschland nahm, kam auch ihm zugute. Seine Werke fanden Freunde in Hütte und Palast, im Norden und Süden des geeinten deutschen Vaterlandes und in der ganzen Welt, wo Deutsche an dem kraftvollen Gedeihen der alten unvergessenen Heimath freudigen Antheil nahmen. Stets blieb Reuter mit seinen Freunden in reger Verbindung und unaussprechliche Liebe und Dankbarkeit bewahrte er insbesondere dem treuesten Freunde aus schweren Tagen, Fritz Peters, und dessen Familie. Das spricht lebendig aus dem folgenden — letzten — Briefe des Dichters, den er bei dem Tode der Mutter Peters' an die in Trauer versetzte Familie richtete:

„Eisenach, den 27. Jan. 1873.

Mein lieber Fritz!

Als mir gestern Abend mein Möller einen schwarzgeränderten Brief brachte, ich Deine Handschrift auf der Adresse sah und den Poststempel „Malschin“, da wußte ich freilich gleich, was der Brief enthielte, leider bestättigte sich meine bange Befürchtung. Also, sie ist zur Ruhe gegangen, diese alte, liebe, brave, rastlos thätige Frau! Es ist traurig für die, die ihr näher angehört haben, auch für die, die sie näher gekannt haben; aber es ist ein Trost, überzeugt zu sein, daß sie mit dem Gefühl gestorben sein muß, daß ihr Leben kein unnützes gewesen ist, daß sie auf ihrem zum Theil sehr schweren Lebenswege manchen Schweißtropfen auf der Stirn, manche Thräne in dem Auge ihrer Mitmenschen getrocknet hat. Sie ruhe in Frieden! Und das wird sie; sie ist jetzt wieder mit ihrer kleinen Helene¹ vereint, und wie die Seligen dort oben miteinander in Friede und Freude verkehren, davon haben wir

¹ Ihrer Entlein Helene Muß, von der sie lange gepflegt worden und die vor kurzem gestorben war.

hier unten keinen Begriff, können nur zu Gott wünschen und hoffen, daß uns einmal die ähnliche Statt bereitet werden möge.

Luisie würde gewiß einige Worte den meinigen hinzugefügt haben; aber die gestern Abend erhaltene Trauernachricht hat sie so sehr erregt, daß sie die Nacht schlaflos hingebachtet hat und mit ihren alten Kopfschmerzen erwacht ist. So ist denn allenthalben Kummer und Elend in dieser trauervollen Welt, und wenn auch der liebe Herrgott heute seine Sonne wieder hell und warm nach dreitägigem gelinden Frost über unserer Erde scheinen läßt, so läßt mich doch die Erinnerung an die zeitigen Frühjahr von 46 und 48 ein böses Jahr befürchten. Bei uns ist der Winter ungemein milde, in meinem Garten blühen die Blumen, und noch 6 bis 7 solche Tage, dann blüht schon ein Birnbaum bei mir.

Nun lebt wohl, Fritz und Marie! Gott tröste Euch!
Euer Fritz Reuter."

Im Garten der Villa Reuter standen die Blumen im köstlichsten Schmuck und sandten ihren Duft empor zu dem von Clematis umrankten Balkon des Hauses. Drinnen aber lag ein Schwerkranker, der im Nahen des Todes die Worte „Friede, Friede, Friede!“ flüsterte, als fühlte er, wie der Friede sich auf ihn herabsenkte, und der dann sich an die treue Gefährtin in Glück und Leid wandte mit den letzten bittenden Worten: „Luising, lulle mich in Schlaf!“ — Es war am 12. Juli 1874, als der Dichter entschlief, der „mit jedem Pulschlage seines braven Herzens fest in seinem Volke wurzelte“, dessen Herz für alles Edle und Gute so warm schlug und der mit Gaben so reich begnadet war wie der Besten Einer. „Die Stille des Todes war eingekerkert in das Haus, welches der Geschiedene sich vor noch nicht zehn Jahren so schön erbaut, in welchem sein Mund so manches heitere Wort gesprochen, in dem er so manchem Freunde die Hand gedrückt.“

Die Forthbrücke in Schottland.

Der Eiffelturm ist ein Bau, der die ganze französische Nation mit ungeheurem Stolz erfüllt, und es fehlt sicher nicht an einer gewissen Berechtigung dazu. Aber die Engländer haben eben ein Werk der Baukunst vollendet, das als ein Merkmal wissenschaftlichen Fortschritts und großartigen Unternehmungsgeistes jenem mindestens gleichzustellen, zugleich aber von außerordentlichem praktischen Nutzen ist. Das ist die große Brücke über den Forth, die größte Brücke des Erdennetzes, die aber noch eine besondere Bedeutung dadurch erlangt hat, daß sie durch das System ihrer Bauart ein neues Zeitalter des Brückenbaues einzuleiten verspricht.

Ein Blick auf die Karte von Schottland wird uns zeigen, daß der unmittelbare Verkehr zu Lande zwischen Edinburgh und Perth, Dundee, Montrose, Aberdeen, sowie fast dem ganzen Norden von Schottland durch den nahezu zwei Kilometer breiten Ausfluß des Forth, der hier schon eher einem Meeresarm gleicht, bisher unterbrochen wurde. Aller Eisenbahnverkehr ging weiter landeinwärts über Falkirk und dann entweder bei Alloa oder bei Stirling über den Fluß.

Diesen großen Umweg abzuschneiden, wurde die neue Brücke gebaut. Schon im Jahre 1873 wurde der Bau beschlossen. Es sollte eine Hängebrücke werden, ein System, welches sich damals noch der größeren Gunst bei den Ingenieuren zu erfreuen hatte. Doch der Bau wurde nur langsam ins Werk gesetzt und war selbst im Jahre 1879 nicht über seine ersten Anfänge hinausgekommen, als sich der schreckliche Unglücksfall auf dem Firth of Tay ereignete, einem etwas nördlicher gelegenen, der Forthmündung ähnlichen, wenn auch nicht so tiefen Stromausfluß. Die über denselben führende Brücke stürzte während eines Sturmes ein im Augenblick, da ein stark besetzter Personenzug darauf angelangt war, und begrub, wie sich mancher noch entsinnen wird, den ganzen Zug sammt seinen Insassen in der Tiefe.

Ein so schreckliches Unglück, das die ganze Welt damals so tief bewegte, hatte in England auch das Vertrauen auf die Bauart der Hängebrücken tief erschüttert. Eine Folge davon war, daß auch die Arbeiten an dem Bau der Brücke über den Forth sofort eingestellt und neue Pläne entworfen wurden. Im Jahre 1881 entschieden sich die mit der Prüfung der Angelegenheit beauftragten Sachverständigen einstimmig für die Annahme des Entwurfs, welcher von Sir John Fowler und Mr. Baker vorgelegt worden war und darauf hinausging, auf dem Meeresarme, bezw. auf einer im Forth liegenden Insel drei mächtige Pfeiler zu errichten und auf diesen riesenhafte Stahlthürme aufzubauen, die eigentlichen Stützpunkte des Ganzen, von denen aus nach beiden Seiten hin vom Kopf wie vom Fuß je zwei mächtige Krangarme ausgehen, deren untere Gurtungen sich gegen den Fuß der Stahlthürme stützen und deren obere sich an das obere Ende derselben anhängen. Diese beiden Gurten sind noch durch diagonale Verbindungsstücke gegen einander abgesteift, während in der Mitte selbst der Träger für die eigentliche Forthbahn angebracht ist. In dieser Weise aneinander gefügt, werden die Gurtungen nach beiden Seiten hin fortgeführt, bis sie den ausgestreckten Armen der nächstgelegenen großen Thürme so nahe

kommen, daß nur durch einige besondere Zwischenträger eine Verbindung der beiden Thürme herbeigeführt wird, auf die also die ganze Last zurückfällt.

Das Grundgesetz an sich ist nicht neu. Im Gegenteil, wir finden es sogar schon im Alterthum vielfach angewandt, schon bei den Chinesen, bei den Indiern, wie auch bei den Griechen. In seiner einfachsten, rohesten Form kam dasselbe schon vor Jahrtausenden oft genug zu Geltung, wenn ein Wilder, der über einen Fluß setzen wollte, die überhängenden Aeste zweier an den Ufern sich gegenüber stehender Bäume durch einen darüber gelegten Balken mit einander verknüpfte. Da haben wir in den Stämmen der Bäume, den Aesten und dem Balken die drei Hauptbestandtheile des Systems: die Pfeilerthürme, die Krangarme und den Zwischenträger. Wurde diese uralte Ueberbrückung im Laufe der Jahrtausende in unzähligen Einzelheiten vervollkommen, so wurde sie doch dem Hängebrückensystem lange nicht gleich geachtet, bis es den Erbauern der Forthbrücke gelang, mit Zuhilfenahme der neuesten wissenschaftlichen Fortschritte ihr zu richtiger Würdigung zu verhelfen und etwas bis dahin Unerreichtes zu Wege zu bringen. Die Brücke von New-York nach Brooklyn, eine Hängebrücke, deren Mittelstück eine Spannung von 1600 engl. Fuß (483 m) hat, gilt für ein Meisterwerk in ihrer Art. Doch die Forthbrücke hat ihr den Rang abgelaufen schon dadurch, daß sie sogar zwei Spannungen aufzuweisen hat, die je 1710 Fuß (521 m) lang sind, also beide zusammen schon eine Entfernung von mehr als einem Kilometer überbrücken.

Diese beiden langen Spannungen wurden durch die Natur des Untergrundes nothwendig gemacht. Die Stelle, die für die Brücke ausgewählt wurde, befindet sich an der sogenannten „Queens Ferry“, einer Einengung der Flußmündung, die durch einen Vorsprung der nördlichen Küste gebildet wird und die gerade in der Mitte die erwähnte Insel, ein felsiges Eiland, das „ Inch Garvie“, aufweist. Auf beiden Seiten desselben befinden sich Stromrinnen von nahezu 60 m Tiefe, die zum größeren Theil mittels dieser riesenhafte Spannungen überbrückt worden sind, indem der mittlere der Pfeilerkolosse auf die Insel zu stehen kam. Die Ingenieure geben selbst zu, daß, wenn diese nicht vorhanden gewesen wäre, sie das Werk kaum hätten ausführen können. Der nördliche der äußeren Hauptpfeiler steht hart am Gestade von Fife und der südliche an einer seichteren Stelle, aber doch noch in dem Meeresarm selbst, so daß die äußerste Tiefe der Grundmauer an dieser Stelle 91 Fuß (27,7 m) unter dem Meeresspiegel erreicht.

Der Bau dieser drei Pfeilerkolosse, die zur Unterlage der mächtigen Stahlthürme dienen, war ein äußerst langwieriges Unternehmen und wurde mittels „Senkkränen“ ausgeführt, von denen ein jeder stark 21 m Durchmesser besaß und die genau an der Stelle, wo die Pfeiler aufzuführen waren, auf den Grund niedergelassen wurden. Ein solcher Senkkrane ist unten offen bis zu einer Höhe von etwas über 2 m, dann folgt ein eiserner Boden. Wenn nun der Krane auf dem Grunde aufricht, so

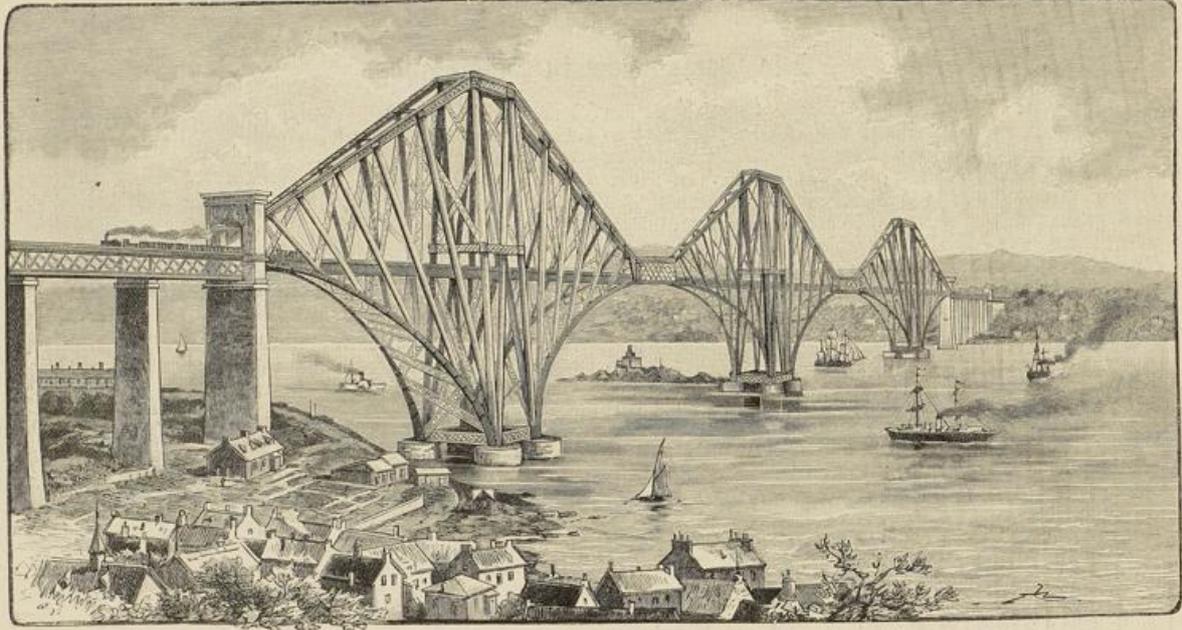
¹ Ueber die letzten Stunden Reuters berichtet Friedrich Friedrich im Jahrgang 1874 der „Gartenlaube“ (S. 498) in dem Artikel „Der Heimgang eines Dichters“.

entsteht eine Art Taucherglocke, unter der, nachdem das Wasser ausgepumpt ist, die Arbeiten bei elektrischer Beleuchtung vor sich gehen.

Zur Sicherstellung der unter der Glocke beschäftigten Leute wird fortwährend Luft von oben durch Luftpumpen zugeführt und ein Druck von ungefähr zwei Atmosphären unterhalten. Aber auch im übrigen waren die Einrichtungen so sicher und zweckentsprechend, daß selbst einige Besucher in den „Senkkästen“ zugelassen wurden, und man erzählt sich von einem Herrn, der hier auf dem Meeresgrund den Arbeitern sein Whiskyfläschchen herumgereicht und, nachdem dasselbe geleert worden, den Stöpsel wieder sorgfältig darauf geschraubt und in die Tasche gesteckt habe. Sobald er aber oben in der gewöhnlichen Atmosphäre wieder angelangt, sei das Fläschchen plötzlich mit lautem Krach zersprungen.

Hier in Quadratform unmittelbar nebeneinander in solcher Weise mittels „Senkkästen“ aus dem festesten Gestein aufgebauter

Pfeilern getragen. Selbst die bei solchen Bauten sonst unerlässliche Masse von Gerüsten fiel hier fast ganz weg. Was an Gerüsten nötig war, wurde mit dem Zuwachs der mächtigen Arme zugleich hinausgeschoben, und so wuchs das Ganze gleichsam aus sich selbst heraus in den unendlichen Raum, bis die Arme nach jeder Seite hin eine Länge von 680 Fuß (207,4 m) hatten. Hier an ihren Endpunkten aber mußten sie noch die gewaltige Last der Zwischenlage von 350 Fuß (106,7 m) Länge auf sich nehmen, welche die einander entgegengestreckten Arme schließlich in Verbindung brachte. Der untere Rand dieser Zwischenlage aber liegt in einer Höhe über dem Wasserspiegel, daß die größten Seefahrzeuge leicht unter ihnen hinzuwegeln vermögen. Ist es doch vom Hochwasserstand bis zur Verührung mit der Brücke an diesen Stellen eine Höhe von 150 Fuß oder 45 m. Und einige Fuß höher noch liegt das doppelte Schienengeleise. Das muß eine lustige, lustige Fahrt sein und



Die Forthbrücke in Schottland.

Pfeiler bilden die Grundlage für einen Turm, der aus vier durch starke wagrechte und schrägläufige Verbindungsstücke zusammengehaltenen mächtigen Röhren besteht. Thürme, Verbindungsglieder, überhaupt die ganze Brücke, soweit sie aus dem Wasser emporragt, sind aus bestem Siemens-Martin-Stahl gefertigt. Jede der Hauptrohre hat einen Durchmesser von 12 Fuß (3,6 m) und eine Dide der Wände von etwa 3 cm. Ihre Höhe beträgt 361 Fuß (110 m) von der Meeresfläche ab. Rechnen wir hierzu einmal die Tiefe der Brückenpfeiler im Meere selbst, die, wie oben angegeben, an einer Stelle 27,7 m beträgt, so ergäbe sich als Gesamthöhe des ganzen Bauwerks annähernd 138 m, also fast diejenige des Kölner Domes (156 m). Es wäre wohl schwer thunlich gewesen, solche Angeheuer von Röhren am Ufer fertig aufzubauen und dann auf den Pfeilern mit einem Male in die Höhe zu richten. Vielmehr wurden nur die Einzelstücke in den großen Werkstätten, die eigens zu diesem Zwecke am Ufer errichtet waren, hergestellt, die großen Stahlplatten wurden hier entsprechend den Krümmungen der Röhrenwände gebogen, mit Nietlöchern versehen und dann nach den Pfeilern eingeschiff. Hier wurden sie — wie bei Ausführung einer Mauer die Backsteine — eine an und über der andern angelegt, und so wuchsen die Träger empor — riesengroß, während in derselben Weise gleichzeitig der Aufbau der Verbindungsstücke fortschritt.

Von den Thürmen aus ging der Ausbau der Kragarme nach beiden Seiten hin in derselben Weise gleichmäßig vorwärts, indem Platte an Platte gefügt wurde. So blieb das Ganze im Gleichgewicht und die ganze Last wurde überall von den Haupt-

um so genutzreicher noch, als die Gegend auf beiden Ufern große Naturhöhen bietet.

Der zu erzielenden Höhe wegen mußte die Ueberbrückung namentlich auf dem niedrig gelegenen südlichen Ufer schon eine geraume Strecke landeinwärts beginnen, so daß die Länge des ganzen Unternehmens 8296 Fuß, also mehr als dritthalb Kilometer beträgt, während die eigentliche Brücke 5349 Fuß 9 Zoll oder 1633 m lang ist. Durchweg aus dem besten Stahl angefertigt, hat sie nicht weniger als 51 000 Tonnen oder 51 000 000 Kilogramm von diesem Metall verschlungen — der Eiffelturm enthält nur 7500 Tonnen Eisen — und der Kostenaufwand für die Brücke beträgt im ganzen etwa 40 Millionen Mark.

Dieselbe ist am 4. März dieses Jahres dem Verkehre übergeben worden. Wird sie ihrem eigenen Druck sowie der Macht der Elemente auf die Dauer standzuhalten vermögen? Nach menschlichem Ermessen jedenfalls. Die Taybrücke wurde von einem Sturm niedergeworfen, der mit einem Druck von etwa 30 Pfund auf den Quadratzuß daherkam und zu den stärksten zählt, die England heimgesucht haben. Die Forthbrücke aber ist darauf berechnet, einem Winddruck gar von 56 Pfund standzuhalten. Sie hat zur Zeit, da ihr Bau schon wesentlich vorgeückt war, bereits einen Sturm erlebt, der ganze Häuser an der umliegenden Küste niedergeworfen hat, an der Brücke aber spurlos vorübergegangen ist. Möge der stolze Bau imstande sein, so allen Anfechtungen Trotz zu bieten!

Auf architektonische Schönheit kann er allerdings keinen Anspruch machen, aber das dürfte es auch kaum sein, was den Aktionären der verschiedenen Eisenbahngesellschaften, welche die

Unkosten der Brücke tragen, in besonderem Grade am Herzen liegt. Wollte man aber auch nur einige Verzierungen hier und da anbringen, so müßten dieselben entsprechend den außerordentlichen Größenverhältnissen der Brücke doch schon gewaltige Ausdehnungen haben und somit nicht nur die Kosten, sondern auch die Last der Brücke, welche lediglich auf den Pfeilern ruht, noch wesentlich vermehren.

Die erfolgreiche Durchführung eines solchen Unternehmens hat vielfach auch wieder die Aufmerksamkeit auf eine andere Ueberbrückung gelenkt, auf diejenige eines allerdings zwanzigmal breiteren Meeresarmes, des Kanals zwischen England und Frankreich. Die Ausführbarkeit eines solchen Planes wird durch die FORTHBRÜCKE IN

der Theorie als erwiesen erachtet, und es sind auch bereits mehrfach Entwürfe dazu ausgearbeitet worden. Warum sollte nicht die Sache — und zwar in gar nicht allzu ferner Zeit — auch thatsächlich ins Werk gesetzt werden? Zwar sind keine Inseln wie die Inch Garvie im Kanal vorhanden, doch giebt es geeignete Erhöhungen auf dem Meeresgrunde, die man sich für den Brückenbau zunutze machen könnte, und die Meerestiefe im allgemeinen ist hier ungefähr dieselbe wie im FORTH. Gewiß, es würden sich im Kanal wesentlich größere Schwierigkeiten darbieten; aber ein Zweifel an ihre schließliche Ueberwindbarkeit hieße wenig Vertrauen haben in den steten Fortschritt der Wissenschaft und den menschlichen Unternehmungsggeist.

Wilh. S. Brand.

Jugendspiel.



Unser Zeitalter leidet an Nervenschwäche; sie ist die Krankheit des neunzehnten Jahrhunderts, sie ist die Folge der mit dem Fortschreiten unserer Kultur veränderten Lebensweise, welche den Geist anspannt und den Körper vernachlässigt. Forschern wir nach den Ursachen dieses Leidens, so sehen wir, daß es von den meisten nicht allein im reiferen Alter, im Kampfe ums Dasein erworben wird; wir sehen vielmehr, daß durch eine verkehrte Erziehung der Grund dazu schon in der Jugend gelegt wird. Das ist eine Thatsache, die sich nicht wegstreiten läßt; unserer Jugend fehlt der frohe Sinn, der frühere Geschlechter auszeichnete; für ihre Bildung wird sehr viel gethan; in der Schule lernt sie außerordentlich viel und außerhalb der Schule wird für ihren Geist noch durch eine Unzahl von Jugendbüchern und Zeitungen für die Jugend gesorgt.

Schon unsere Knaben sind ganz gebildete Leutchen, aber die meisten zeigen dabei eine gewisse Alltugheit, die der Jugend nicht ziemt, und je höher sie in der Schule vorrücken, desto schlimmer wird dieser Geisteszustand, bis er in das, was wir Blasiertheit nennen, übergeht. Die Jugend selbst ist nicht schuld daran, denn sie entwickelt sich so, wie man sie erzieht; und wir erziehen ihren Geist und sorgen zu wenig für ihren Körper. Das ist ein Fehler; denn ein gesunder Geist kann nur in einem gesunden Körper wohnen, und recht hat der englische Schriftsteller, der den Satz aussprach: „Wer nur Athlet ist, ist halb Mensch, halb Thier. Wer nur Gelehrter ist, ist halb Mensch, halb Geist. Jeder von ihnen ist nur ein halber Mensch.“ Und wer dürfte leugnen, daß unsere Erziehung zu einer solchen Halbheit führt?

Das Kind spielt noch im Freien, obwohl es in den Städten

noch viel zu artig erzogen und ihm das freie Ausstummeln vielfach verwehrt wird; auch der Knabe spielt noch, läuft mit seinem Reifen die Landstraße auf und ab, zieht mit Genossen ins Freie hinaus, um Räuber und Gendarm zu spielen, aber bald tritt für ihn die Zeit ein, wo er sich der jugendlichen Spiele schämt, wo er die Erwachsenen nachahmt und gemessenen Schrittes, mit dem Spazierstock in der Hand, die Cigarre im Mund, durch die Straßen und den Wald dahin bummelt. Und wird er älter, so schließt er sich mit seinen Altersgenossen zu Vereinen zusammen, in denen Biertrinken, Rauchen und Stattspielen die Hauptfache bilden. Das sind ja Schäden, die man schon oft aufgedeckt, schon genugsam besprochen hat.

Unter den Mitteln, die man zur Bekämpfung derselben empfohlen hat, verdienen in erster Linie die Jugendspiele beachtet zu werden. In England sind sie zur Volkssitte geworden, in Deutschland sind sie eine große Seltenheit, namentlich was wohl durchdachte

Jugendspiele anbelangt, die neben der körperlichen Ausbildung auch als erzieherisches Mittel angesehen werden müssen. Planmäßig und zielbewußt sind sie bis jetzt unseres Wissens nur in GÖRLICH durchgeführt worden. Der preussische Kultusminister von GÖPLER hat diese GÖRLICHER Bestrebungen warm befürwortet und zur Nachahmung empfohlen, und neuerdings fanden auch zahlreiche Schulmänner Gelegenheit, sich durch den Augenschein von dem Werth der Jugendspiele zu überzeugen. Vom 1. bis 5. Oktober v. J. tagte der 40. Philologen-Kongress in GÖRLICH, und den gelehrten Gästen wurden auch die Jugendspiele vorgeführt. „Die Vorführung,“ so lautet ein Bericht darüber, „begann unter Leitung des Turnlehrers JORDAN mit einem in verschiedenen munteren Wendungen sich ergebenden Gruppenmarsch der unteren Klassen, zu welchem eine Kapelle in heiteren Weisen den Takt gab. Nachdem wurde von den oberen Klassen ein wohlgeklungener kunstvoller Reigen vorgeführt, zu welchem von den Mitwirkenden selbst ein patriotisches Lied in frischer und anregender Weise gesungen wurde. Die sicher und frei sich bewegenden jugendlichen Gestalten machten einen überaus günstigen Eindruck. Nach dieser Einleitung begann nunmehr die Vertheilung der Schüler in einzelne Spielgruppen, die sich bald über den ganzen Platz verbreiteten und auch die anwesenden Zuschauer anzogen. Hier wurde Fußball, Speerwerfen — das Pilum der alten Römer — Bogenschießen, Tambourinball, dort Lawn-Tennis, Schleuderball, Treibball, Barlauf und anderes ausgeführt. Das Ganze bot ein sehr lebensvolles Bild dar und zog die Gäste mehr und mehr an. Hier und da versuchten einige derselben ihre eigene Kunst beim Speerwerfen, Bogenschießen etc., doch ließen sie sehr bald von dieser ungewohnten Thätigkeit ab, da ihnen die Jugend doch zu weit überlegen war. So ging das heitere Treiben etwa 1½ Stunden weiter. In mehreren Kreisen der gelehrten Herren hörte man die Frage erörtern, wie diese Spiele wohl am besten auch auf andere Anstalten übertragen werden könnten, und hielt man es für erwünscht, daß in GÖRLICH im nächsten Frühjahr vielleicht achtstägige Kurse für auswärtige Lehrer eingerichtet werden möchten.“

So haben die GÖRLICHER Spiele ihre Prüfung vor einem maßgebenden Kreise glänzend bestanden. Doch lernen wir sie näher kennen, verfolgen wir die kurze, aber lehrreiche Entwicklungsgeschichte der-

selben: Im Jahre 1882 erfolgte der bekannte preussische Ministerialerlass, in welchem der Grundsatz aufgestellt wurde, daß die Schule auch der leiblichen Entwicklung ihrer Zöglinge mehr Fürsorge zuwenden sollte, und dieser Erlass veranlaßte den Landtagsabgeordneten von Schenkendorf, mit dem Gymnasialdirektor Dr. Citner in Görlitz in Verbindung zu treten, um zu erwägen, ob es nicht möglich sein würde, die Jugendspiele mit Hilfe des in Görlitz bereits bestehenden Vereins für Knabenhandarbeit ins Leben zu rufen. Der Vorschlag fand Beifall, und es wurde beschloffen, zunächst mit den Schülern des Gymnasiums den Anfang zu machen. Dieselben sollten an zwei schulfreien Nachmittagen unter Leitung des Turnlehrers Jordan sowie einiger jüngerer Lehrer der Anstalt in zwei getrennten Abtheilungen die Spiele lernen und üben. Den unteren Klassen bis Untertertia einschließlich wurde seitens der städtischen Behörden ein geeigneter Platz vor der Musikhalle an der Promenade zugewiesen, den oberen der große, geräumige Turnplatz. Mehr zu thun gestatteten für den Anfang die durch freiwillige Beiträge gesammelten Mittel nicht, denn es mußte nicht nur das notwendige Spielgeräth beschafft, sondern auch das beachtlichste Lehrpersonal angemessen besoldet werden.

Wie nahm nun die Gymnasialjugend diese Neuerung auf? Ein Zwang bestand nicht; es durfte kommen, wer eben wollte. Die Sexta und Quinta erschienen von Anfang an in großer Zahl auf dem Spielplatze; bei den anderen Klassen zeigte sich aber bereits die Macht der grundsätzlichen Ansichten, welche unsere Jugend beherrschen. Die Quartaner schämten sich bereits, so öffentlich zu spielen, und erst nach und nach legten sie die falsche Scham ab, die bei den Untertertianern noch in höherem Maße zur Geltung kam. Die Schüler der oberen Klassen waren vollends von dieser Scham noch mehr eingenommen und lernten diese erst auf dem verborgenen, den Augen neugieriger Zuschauer entzogenen Platze ablegen. So ist unsere Jugend beschaffen, sie schämt sich, zu spielen!

Die Leiter wählten unter der großen Zahl der Spiele die zweckmäßigsten aus, die Bewegungsspiele, in welchen die Jugend sich nicht nur frohlich austummeln, sondern auch ihren Körper stärken, Anmuth und Gewandtheit lernen kann, in denen endlich auch der erfrischende Einfluß auf Geist und Gemüth nicht fehlt. Der Mützenzieher, Geier und Henne, Drittenab schlagen, Stehball, schwarzer Mann, Jäger und Wild, Schlagball, Uebär und Barlauf — das waren die Lieblingsspiele der jüngeren Abtheilung, während die oberen Klassen sich für Fuß-, Schlenker-, Sau- und Treibball, vor allem aber ebenfalls für Barlauf erklärten.

Für wie viele, welche in allen Regeln des Biercommenents aufs beste bewandert sind, bilden diese Namen zum großen Theil weiter nichts als einen leeren Wortklang, hinter dem sich für sie kein anschauliches Bild verbirgt. Die Förderer des Jugendspiels in Deutschland können das an der Menge der an sie gelangenden Anfragen beurtheilen. Freilich, wir besitzen eine stattliche Literatur über Jugendspiele. Dr. Citner empfiehlt allein sieben Bücher, die bis auf eines in den Jahren 1880 bis 1883 erschienen sind* und die jedem reichliche Belehrung bieten; aber es genügt nicht, Jugendspiele zu drucken, man muß sie vor allem auf dem Spielplatze aufführen.

Der Sommer 1883 ging vorüber und der Görlitzer Verein konnte mit Freuden wahrnehmen, daß das Neue sich eingebürgert hatte und in der Stimmung der Jugend ein Umschlag zum Besseren erfolgt war. Die begeistertsten Anhänger, die auch die geübtesten waren, wurden daher auch im Winter zum Bogenschießen und Speerwerfen nach schwedischem Muster in dem großen Turnsaale

* Es sind dies: Jacob, „Deutschlands spielende Jugend“. Leipzig, Nummer. — Spiele von Guts-Muths. Herausgegeben von Schettler, Hof, Grau u. Komp. — Ambros, „Spielbuch“. Wien, Richters Wwe. u. Sohn. — Klob, „Das Turnen im Spiel“. Dresden, Schönfeld. — Krause, „Ginans zum Spiel“. Berlin, Plahn. — Kohtrausch und Marten, „Turnspiele nebst Anleitung zu Wettkämpfen und Turnfahrten“. Hannover, A. Meyer. — Kupfermann, „Turnunterricht und Jugendspiel“. Breslau, Hirt.

eingeladen. Die erste Mühe der Leiter der Spiele fand auch anderweitig Anerkennung. Der Kommunallandtag der preussischen Oberlausitz gewährte dem Verein eine Unterstützung von 500 und die Behörde der Stadt eine solche von 180 Mark.

Der Sommer 1884 vereinigte bereits eine größere Anzahl von Schülern auf den Spielplätzen, und nach englischem Vorbilde wurden auch neue Spiele eingeführt: der Fuß- oder Thorball für die Kräftigeren und das Tambourinspiel für die Schwächeren. In diesem Jahre konnte auch der Verein am 13. September bereits ein öffentliches Spielfest veranstalten, das den Charakter eines wahren Volksfestes annahm. Das Eis war gebrochen; die Theilnahme an der Sache wuchs, und nun gewährte die Stadt eine Beihilfe von 1000 Mark und die Stände wieder eine von 500 Mark, und am Sedantag 1885 spielte die Gymnasialjugend zur Feier des Festes angesichts einer Zuschauerermenge von etwa 6000 Personen.

Das Gymnasium war für die Bewegungsspiele gewonnen; nun machte der Verein im Jahre 1886 einen weiteren Schritt vorwärts, indem er auch die Volksschüler an den Spielen theilnehmen ließ, wobei zunächst nur die beiden ersten Knabenklassen herangezogen wurden, die aber 1000 bis 1100 Schüler enthielten; auch hier war die Theilnahme zwanglos, und es erschienen etwa 250 Knaben auf dem Spielplatze. Nichts kennzeichnet den Einfluß dieser Neuerung auf das Gemüth der Schüler besser als folgende Bemerkung Dr. Citners: „Die Lust und Liebe zum Spiel wuchs bald auch bei diesen Knaben, und oft konnte man auf Straßen und Plätzen spielende Kinder beobachten, die sich nach Herzenslust desselben freuten, während sie früher, nicht wissend, was sie unternehmen sollten, oft genug auf Unfug verfielen und den Vorübergehenden lästig wurden. Konnte doch schon am Ende des ersten Halbjahres als erfreuliche Thatfache bezeichnet werden, daß nach Mittheilung des Stadtschulinspektors, Herrn Heumann, während der letzten großen Ferien der Polizei keine einzige Ungehörigkeit der Volksschüler — seit vielen Jahren das erste Mal — bekannt geworden war. Wir durften hierbei überzeugt sein, daß das Jugendspiel, wenn auch nicht alles, so doch vieles zu dieser Hebung der guten Sitte beigetragen hatte.“ — Gegenwärtig nehmen an diesen Spielen gegen 240 Gymnasialisten und etwa 450 Volksschüler theil; die höhere Bürgerschule in Görlitz konnte zur Theilnahme noch nicht herangezogen werden.

Es ist dringend zu wünschen, daß der Vorgang des Görlitzer Vereins Nachahmung findet, und wer sich näher darüber unterrichten will, der kann eine ausführliche Beschreibung der Görlitzer Jugendspiele aus der Feder Dr. Citners durch die Ottomar Bierling'sche Buchhandlung in Görlitz kostenfrei gegen die Einsendung von 10 Pfennig Porto beziehen.

Es dürfte noch einige andere Städte in Deutschland geben, in denen Jugendspiele geübt werden, sie sind z. B. schon seit dem Jahre 1876 am Gymnasium in Braunschweig vorgeschrieben, aber diese wenigen Einrichtungen sind eben nur seltene Ausnahmen.

Im vorigen Jahre ist auch ein für unsere Frage sehr beachtenswerthes Werk erschienen: „Ein gesunder Geist in einem gesunden Körper. Englische Schulbilder in deutschem Rahmen“ von G. Kaydt. Der Verfasser hat, unterstützt aus der „Bismarck-Schönhausen-Stiftung“, eine Studienreise nach England unternommen und stellt in seinem Werke Vergleiche zwischen den deutschen und englischen Schulverhältnissen an. Es dürfte nicht alles, was der Verfasser lobend hervorhebt, ein unbeschränktes Lob verdienen; aber lernen können wir auf dem Gebiete der gesunden Jugenderziehung, der Körperpflege und der Jugendspiele von England ungemein viel. Was die Gemeinden für diese Zwecke thun können und thun müssen, das ist in dem Kaydt'schen Werke klar niedergelegt, und darum möchten wir daselbe nicht nur in Händen der Lehrer, sondern auch in Händen derer wissen, welche die Städte verwalten. Sie könnten daraus lernen, was unserer Jugend in den Städten fehlt, welche natürlichen Rechte derselben völlig unbeachtet bleiben, und sie würden sich wohl entschließen, anstatt der



paar elenden Sandhausen, die bei uns den Jubelgriff eines Spielplatzes bilden, andere Einrichtungen zu treffen. Alle, denen das Wohl der Jugend am Herzen liegt, denen die Zukunft der Nation nicht gleichgültig ist, sollten die Worte beherzigen, die der Superintendent Schulze im Görlich Verein seiner Zeit ausgesprochen hat: „Es ist ein übles Zeichen, wenn jetzt zuweilen unsere Jugend die Nase rümpft über die sogenannten kindlichen Spiele und nur frisch wird im Tanzsaal. Wir möchten unserer Jugend auf der einen Seite die ernste Liebe zur Arbeit, auf der andern die fröhliche Liebe zum Spiele einprägen und erhalten. Das wäre eine elende Jugend, die nicht mehr spielen kann oder zu spielen sich schämt, oder die während ihrer Stunden der Erholung nur in die Rohheit der Gassenhauer oder in die Altbärtigkeit der Bierstuben sich verirrt. — Auch wir Alten, verachten wir nicht die Teilnahme am erheitenden Familienspiel, in welchem es Geist und Witz, Schnelligkeit der Auffassung und der Wendung, Frische des

körperlichen Lebens zu zeigen gilt. Das sind die liebenswertheften Geise, die jung bleiben im unbefangenen Sichfreuen an den heiteren Künsten und im Theilnehmen an dem, was den Sinn und das Auge fröhlich macht.“

Wir können nicht warten, bis einmal die Schule das Jugendspiel zur Pflicht machen wird; jeder Jugendfreund muß schon jetzt eingreifen, und wie er das am besten erreichen kann, das beweist uns der Vorgang von Görlich. Vereine, von einsichtsvollen Erziehern unterstützt, können zum Ziel führen. Was haben nicht die Turnvereine in früherer Zeit erreicht; was ist nicht in jüngster Zeit auf Vereinswegen für die Ferienkolonien, die Handfertigkeit und andere gemeinnützige Zwecke erreicht worden! Darum, ehe noch für so viele zu früh der Jugend Grabgeläut erschallt, sollten wir uns aufraffen; darum möchten wir allen Jugendfreunden zurufen: „Gründet Vereine zur Förderung des Jugendspiels!“

G. Falkenhof.

Blätter und Blüten.

Deutsches Erzieherinnenheim in Wien. Eines der leistungswerthesten und ergreifendsten Baustücke in R. Emil Franzos' „Bildern aus Galizien“ ist dasjenige, welches von dem Elend vieler deutschen Erzieherinnen in den Ländern an der unteren Donau handelt. Es werden hier viele ebenso schreiende als leider glaubhafte Fälle von Noth und Schmach erzählt, welche durch verrätherische Bosheit und barbarische Rohheit über deutsche Mädchen und Frauen gebracht wurden, die sich dem Erzieherinnen- und Lehrerbinnenberufe widmen. Natürlich sind noch viel häufiger als die Fälle gewissenloser Ausbeutung solcher Opfer diejenigen, in welchen durch ein unvorhergesehenes widriges Geschick solche Erzieherinnen mit einem Mal ihre Stelle verlieren, in der Fremde allein und hilflos dastehen oder, auf der Rückkehr ins Vaterland begriffen, in Ermangelung weiterer Reisemittel in Wien, dem großen Durchgangsort nach dem Osten, bleiben müssen und allen Gefahren des großstädtischen Lebens preisgegeben sind.

Längst haben es die Angehörigen fremder Völker in Wien als eine Ehrensache erkannt, sich ihrer Landsmänninnen in der Bedrängniß anzunehmen. Schweizer, Engländer und Franzosen haben hier Erzieherinnenheime gegründet, die zum Theil Musteranstalten in ihrer Art sind. Und es muß dem deutschen Hilfsverein in Wien nachgerühmt werden, daß er schon vor sieben Jahren die Gründung eines ähnlichen Erzieherinnenheims für deutsche Reichsangehörige in den Bereich seiner ausgedehnten und ersprießlichen Wirksamkeit eingezogen hatte, und auch die „Gartenlaube“ ist seinerzeit (vgl. 1885, S. 130) für seine Bestrebungen eingetreten. Allein durch anderweitige Aufgaben und Pflichten vollaus in Anspruch genommen, konnte der Hilfsverein bisher den schönen Plan nicht zur Ausführung bringen und insbesondere nicht die nöthigen Geldbeträge vereinigen. So ist es denn als eine hochverdienstliche That zu begründen, daß jetzt die Gemahlin des deutschen Votchschafters in Wien, Frau Prinzessin Reuß VII., Herzogin zu Sachsen, den schon aufgegebenen Plan mit Entschlossenheit wieder aufgenommen und der Ausführung desselben ihre ganze Thätigkeit, sowie ihre großen und werthvollen Verbindungen zur Verfügung gestellt hat.

Prinzessin Reuß hat sich zu diesem Zwecke zunächst mit einem Ausschuß, bestehend aus dem Prinzen Reuß, den Herren Dr. Brauneis, Schriftsteller W. Lauer, Bankier Flaum und Vicenul von Sibenot, umgeben, um zunächst die Grundlagen für einen Verein des deutschen Erzieherinnenheims zu schaffen, die Satzungen für denselben, die Hausordnung für das Heim festzustellen und Mittel und Helfer für das edle Unternehmen zu werden. Da es ohne Zweifel Werth hat, in den weitesten Kreisen die Kenntniß von der Einrichtung und den Bestrebungen des Vereins zu verbreiten, so theilen wir hier die Hauptsache aus seinen Satzungen mit.

Der Verein des deutschen Erzieherinnenheims wird unter dem Protectorate der Gemahlin des deutschen Votchschafters in Wien oder, in Ermangelung einer solchen, der Gemahlin eines Gesandten der in Wien vertretenen deutschen Staaten stehen. Sein Zweck ist, deutsche reichsangehörige Mädchen und Frauen, welche sich der Erziehung, dem Unterricht oder der Kinderpflege widmen und stellenlos sind, aufzunehmen, ihnen Schutz und Beistand zu gewähren und ihnen nach Möglichkeit die Unterbringung in achtbaren Familien unentgeltlich zu vermitteln. Für die Leitung des Heims gilt als Grundsatz: aufgenommen werden ohne Unterschied der Religion alle, die sich entsprechend ausweisen können; Personen von zweifelhafter Sittlichkeit werden abgewiesen, und die vom Verein aufgestellte Vorsteherin hat das Recht, die Aufnahme ohne Angabe von Gründen zu verweigern; im allgemeinen darf der Aufenthalt im Heim nicht länger als einen Monat dauern; der Preis für die Unterbringung und Verpflegung daselbst ist vorläufig auf einen Gulden täglich festgesetzt. Im Fall sich der Verein auflösen müßte, würde sein Vermögen dem deutschen Hilfsverein in Wien zufallen.

Der Verein selbst besteht aus Stiftern, Förderern und Mitgliedern; Stifter ist derjenige, der einen einmaligen Beitrag von mindestens 1000 Mark stiftet; Förderer derjenige, welcher einen einmaligen Beitrag von 500 Mark beisteuert oder einen durch mindestens fünf Jahre fortlaufenden Jahresbeitrag von wenigstens 100 Mark zahlt; Mitglieder sind diejenigen, welche einen einmaligen Beitrag von 50 Mark zahlen oder einen fortlaufenden Jahresbeitrag von mindestens 10 Mark leisten.

Zunächst hat in Wien selbst die Thätigkeit des Vereins unter der Hand schon in vielerprechender Weise begonnen. Durch Spenden des

Prinzen Reuß sowie einzelner Mitglieder unseres Finanzadels und unserer Großindustrie ist bereits ein recht ansehnlicher Stock zustande gekommen, den es nunmehr durch Beiträge aus dem Deutschen Reichs derart zu erhöhen gilt, daß in kurzer Frist zur Gründung des deutschen Erzieherinnenheims in Wien geschritten werden kann. Zu diesem Zweck hat sich Frau Prinzessin Reuß soeben in einem Schreiben an die deutschen Fürsten und an die Bürgermeister der größeren Städte Deutschlands gewandt, um sie unter Darlegung des Bedürfnisses sowie der Vereinszwecke zur werththätigen Betheiligung an dem menschenfreundlichen und vaterländischen Unternehmen einzuladen. Zugleich ergeht an die Zeitungen und Zeitschriften des Vaterlandes der folgende Aufruf, der, wie wir hoffen dürfen, bei keinem Deutschen auf taube Ohren stoßen wird.

Aufruf

für ein deutsches Erzieherinnenheim in Wien.

Tausende von gebildeten deutschen Mädchen und Frauen kommen nach Wien, um sich hier oder weiter im Osten Europas dem ebenoehren als mühevollen Berufe der Erziehung zu widmen. Als Trägerinnen deutscher Bildung und Gestirnung unserer liebevollen Theilnahme würdig, die in ihnen das Gefühl der Gemeinschaft mit ihrem Vaterland und damit ihr eigenes berechtigtes Selbstgefühl befestigen soll, verdienen sie doppelt Förderung und Unterstützung durch ihre Landsleute, wenn ihnen, wie ja nur allzu häufig, in der Fremde durch die Ausbeutungslust gewissenloser Menschen Enttäuschungen vielfacher Art bereitet werden, wenn sie allein und von Mitteln entblößt in der Welt stehen, und wenn sie insbesondere von den Gefahren bedroht sind, welche das großstädtische Leben Wiens mit sich bringt.

Andere Völker haben zum Schutz ihrer Landsmänninnen bereits seit langer Zeit und in ausgiebiger Weise Vorkehrungen getroffen. Und es ist hohe Zeit, daß die deutsche Vaterlandsliebe in diesem Betrahte nicht länger zurüchleibe. Schon vor sieben Jahren hatte unter deutscher Hülfverein, der mit immer wachsendem Erfolge für die Unterstützung mittelbarer deutscher Reichsangehöriger wirkt, dieses hohe Ziel ins Auge gefaßt und die Gründung eines deutschen Erzieherinnenheims geplant, welches solchen alleinstehenden deutschen Erzieherinnen und Lehrkräften in den schweren Tagen der Stellenlosigkeit eine Zufluchtsstätte in Wien gewähren sollte. Damit dieser Plan nun endlich zu segensreicher That werde, haben auf meine Anregung und unter meinem Vorsitze Freunde dieses Unternehmens die Grundlagen und Vorbedingungen, um dasselbe ins Leben zu rufen, durchberathen und festgesetzt. Wir wollen allen deutschen Erzieherinnen ohne Unterschied des Glaubensbekenntnisses, welche sich durch Zeugnisse und Heimathspapiere ausweisen und der im Hause vorgeschriebenen Zucht und Ordnung fügen, in unserem Erzieherinnenheim gegen einen geringen Verpflegungsbeitrag Obdach gewähren und ihnen beim Ansuchen von Stellen und Unterrichtsstunden an die Hand geben.

Um diesen unsern Zweck zu erreichen, bedarf es aber namhafter Mittel, zu deren Erlangung wir uns an weitere Kreise wenden müssen. Die festgesetzten Beiträge bestehen in

- a) Stifterbeitrag Mark 1000
- b) Fördererbeitrag Mark 500
- c) Jahresbeitrag von mindestens 10 Mark.

(entweder einmalig oder durch 5 Jahre je Mark 100)

Außerdem wird aber auch die bescheidenste Gabe für die Zwecke des Heims mit Dank und Freude angenommen. Die Gaben, sowie sämtliche Zuschriften bitte ich an das kaiserlich deutsche Konsulat in Wien I Wipplingerstraße 1 zu richten. Der kaiserliche Vicenul Dr. von Sibenot ist gern bereit, auf Wünsche und Anfragen Auskunft zu erteilen.

Ich hege in Anbetracht des offenkundigen großen Bedürfnisses und des vaterländischen und menschenfreundlichen Zweckes die volle Zuversicht, daß ich mich nicht vergeblich an den Wohlthätigkeitsinn und an das Ehrgefühl meiner deutschen Landsleute im Mutterlande wende, damit sie mir helfen und das Ihrige dazu beisteuern, deutsche Mädchen und Frauen im Auslande vor Noth und Schande zu bewahren.

Wien, im März 1890.

Marie Alexandrine Prinzessin Heinrich VII. Reuß, geborene Prinzessin von Sachsen-Weimar, Herzogin zu Sachsen.

Johann Peter Müller und sein Denkmal zu Friedberg. Im Laufe des vorigen Jahres haben wir unseren Lesern das Bild Friedrich Eichlers vorgeführt, des Wiedererweckers des deutschen Volksliedes" (siehe „Gartenlaube“ 1889, Nr. 29). Neben diesem Führer und Meister des volkstümlichen Gesanges steht aber eine zahlreiche Schar von Männern, die, wenn auch nicht in so tiefgreifender und weitreichender Weise wie Eichler, so doch in ihrem Kreise eine namhafte Wirkung ausgeübt und sich als Komponisten und Gesangsleiter schätzenswerthe Verdienste um die Pflege des Volksliedes erworben haben. Denn „nicht an wenig stolze Namen ist die Liederkunst gebannt“, heißt es in Uhlands „Freier Kunst“, im Gegenheil, es wäre eine betrübende Erscheinung, wenn jene begnadeten Meister in einsamer Größe verharren müßten, wenn der von ihnen ausgestreute Same nicht aufblühte in reicher Pracht und tausendfältige Früchte trüge. Die Welt und Nachwelt aber schuldet denjenigen nicht minder ein dankbares Gedenken, die sich als treue Hüter und Wehrer des anvertrauten Gutes erwiesen haben.

Ein solcher Mann mit ist Johann Peter Müller, der Vater der den Lesern der „Gartenlaube“ aus ihren Thierschilderungen wohl bekannten Brüder Karl und Adolf Müller, und ihm gilt das untenstehend abgebildete Denkmal, das am 4. November 1889 zu Friedberg im Großherzogthum Hessen enthüllt wurde. Friedberg und das Hessenland ist auch der Kreis, auf den der Gefeierte wirkte, dort werden seine Lieder schon über 60 Jahre von der Schulfugend und vom Volke gesungen, in Friedberg und später auf seinem Pfarrorts Staden entstanden auch die zahlreichen anderen Konpositionen des musikalisch hochbegabten Mannes.

Johann Peter Müller, den 28. Juli 1791 in Kesselstadt bei Danau geboren, hat 22 Jahre lang als Lehrer am Schullehrerseminar in Friedberg gewirkt und ist in Langen bei Darmstadt 1877 bei seiner Tochter gestorben. Schon von frühester Jugend auf offenbarte sich seine Vorneigung zur Kunst und seine ganz besondere Vorliebe für Mozart, für welchen er so sehr begeistert war, daß er einmal als Knabe sich abends heimlich aus dem Bett stahl, um an den Fenstern des Konzertsalles zu Danau dem Vortrag Mozartscher Kompositionen zu lauschen. Mozarts Vorbild war auch für Peter Müllers eigene Schöpfungen von bestimmendem Einfluß, unbeschadet der unbefruchteten Eigenart seiner Werke. Wir nennen neben seinen zahlreichen Liedern noch seine Männerchöre, seine Orgelpräludien und seine Instrumentalquintette. Auch zwei Opern hat er komponirt, „Andia oder die letzten Tage von Pompeji“, welche in Darmstadt 1854 zweimal mit großem Beifall aufgeführt wurde, und „Claudine von Villa Bella“ (nach dem Drama von Goethe). Von den Liedern aber sind „Wenn in die Ferne vom Felsen ich seh“, „Goldne Aehre, du mußt fallen“, „Heute scheid' ich, heute wander' ich“ und „Vier auf diesen frohen Höhen“ — ein herrliches Vaterlandslied — wohl am tiefsten ins Volk gedrungen und manches von ihnen hat auch über den Ocean zu den Landsleuten in Nord- und Südamerika den Weg gefunden.

Das Denkmal, das die Amtsgenossen, Freunde und Verehrer dem Dahingeshiedenen errichtet haben, ist von einfachen schlichten Formen. Eine wohlgetroffene Portraitbüste aus Bronze von Bildhauer Georg Rheinert in Stuttgart steht auf einem steinernen Sockel und das Antlitz mit der hochgewölbten Stirn und dem freien Blick der Augen ist der Stätte zugewandt, auf der sein Urbild einst ein langes Leben hindurch mit sorgender Liebe geruht. Sein lebendiges Andenken wird nie im Hessenlande erlöschen.

Des Königs jüngerer Rekrut. (Zu dem Bilde S. 204 und 205). „Was ein Hähchen werden will, trümmt sich bei Zeiten“, sagt das Sprichwort, und was ein richtiger Soldat werden will, drückt bei Zeiten die Kniee durch! So steht dem kleinen siebenjährigen Bürschchen auf unserem Bilde der Soldat bereits in allen Gliedern, mit fast komischer Treue wiederholt sein Körperchen die eigenthümlich gestreckte S-Form der Haltung, welche sein Vater in langwierigem militärischen Drill sich angeeignet hat, und Säbel, Patronentaste und Gzako, obwohl reichlich dreimal zu groß und zu weit, machen sich fast natürlich an dem strammen Kerlchen. Und wie wäre es anders möglich! Der Großvater ein alter Soldat aus König Friedrich Wilhelms I. gestrengen Zeiten — die Mutter eine Soldatentochter, der Vater ein Grenadier Friedrichs II. — und Freunde und Gendarmen, alles Soldaten in einer kriegerisch hoch bewegten Zeit! Da ist's kein Wunder, wenn der kleine Knirps auf die Frage: „Was willst Du werden?“ keine andere Antwort weiß als: „Rekrut!“ Aber auch die Alten kennen kein höheres Ziel des Ehrgeizes für ihren Jungen. Darum auch die grinsende Freude im Gesichte des glücklichen Vaters und das behagliche Vergnügen von Mutter und Großvater, das fröhliche Lachen im Kreise der Nachbarn und Quartiergenossen. Selbst in des kleinen Schwelgereichens Jügen spricht sich's aus, daß der Bruder in ihren Augen jetzt den Gipfel der Vollendung erreicht hat.

Ob freilich die Wirklichkeit nicht oft recht herb in diese Soldatenidylle hineingreift? Ob der herangewachsene junge Mensch sich wohl einmal ebenso fröhlichen Gesichts den Gzako auf den Kopf stülpen wird, wenn

er ihm nicht mehr zu weit ist? Ob er es nicht noch mit bitteren Schmerzen an Seele und Körper empfinden wird, daß er nichts ist als eben „des Königs jüngerer Rekrut“?

Schätze in den Bergen. In der österreichischen Alpenwelt lebt von altersher der Glaube, daß sich in einzelnen bekannten Bergen reiche Schätze befinden, welche jedoch den Bewohnern jener Gegenden und unter diesen auch nur den sogenannten „Glücksfindern“ einzig und allein an gewissen hohen Feiertagen zugänglich sind. Zu diesen geheimnißvollen Tagen, an denen der Zauberbau für Stunden wenigstens gelöst ist, zählt in erster Reihe die weishevollte Christnacht, die sagenumwobene Sonnwendnacht, der Palmsonntag und der festliche Ostertag. Das Salzammergut und die mit Naturwundern nicht minder segneten Gebiete der Mur und der Müz in der oberen Steiermark weisen eine Fülle der sinnigsten Mythen auf, welche Einbild gewähren in das Denken und Dichten der dortigen Alpenmenschchen. Als Dichtungen des Volkes besitzen die Sagen der Velpser gewiß hohen Werth.

Die Geschichte von jener Hammerichmidia, welche in der Christnacht über die Berge durch den nächtigen Wald zur Miernachtsmesse nach Müz zuzugang ging, ihr kleines Kind auf dem Arme, und der sich plötzlich auf ihrem Felpfad ein Fellen aufthat, aus dessen Innerem sich ihr im strahlenden Lichte eines großen Karfunkelsteines zwölf Kräfer mit Dukaten zeigten, ist gewiß von einem eifrigen Hauke belebt. Statt ihres einzigen Kindes hatte die Frau sich stets gewünscht, und nun sollte sich wirklich ihr behändiger Wunsch erfüllen. Giltig entnahm sie den gleißenden Schätzen so viel sie nur in ihren Kleidern unterzubringen vermochte, und als sie auch im Schürzentuch reichlich Gold geborgen hatte, fürmte sie hinaus ins Freie. Blüthlich erinnerte sich die nun reiche Hammerichmidia, daß sie ihr Kind im Zauberfellen zurückgelassen habe. Zammernd irte sie im Walde umher und suchte die Höhle, in der ihr Kindchen nach seiner Mutter schrie. Aber vergebens war all ihr Suchen, ihr Flehen; sie konnte den Fellen nicht mehr finden und niemand wollte von dem geheimnißvollen Berge etwas wissen. Am Christtage fanden Kirchengänger den Leichnam der armen Mutter, die sich aus Verzweiflung über den Verlust ihres Kindes ertränkt hatte, am Ufer der Müz ausgepült.

Im Salzammergut erzählt man sich vom „Boitingsberg“ eine ähnliche Sage, doch öffnete sich hier der Fels der Mutter und ihrem Kinde am Oerferte während des dritten „Zulammenlatens“. Auch hier vergaß die mit Schätzen beladene Frau ihr Kind, doch tröstete sie sich auf den Rath des Ortsgeistlichen und ging übers Jahr, als wieder zum Hochamte geläutert wurde, zum Felsen. Sie fand ihn offen und ihr Kind umkehrte.

Daß in mondhellern Sonnwendnächten in der Miernachtsstunde 3. A. auf dem steirischen Hochreichard, wo sich einst ein Silberbergwerk befand, sich Schätze heben ließen, wenn man den richtigen Zauberpruch wußte, ist ein noch heute im Velpservolke lebender Glaube. Aber es müßten drei Personen sein, die sich vereinigt haben und die beim Suchen und Heben des Schatzes gewisse Formen zu beobachten hätten. Würden diese aber nicht haarscharf eingehalten, so versähen die drei dem Tode und ihre Seelen hole sich der Böie.

Kleiner Briefkasten.

(Anfragen ohne volle Namensangabe werden nicht berücksichtigt.)

R. W. in Jansbrud. Das Wort „Bauer“ kommt nicht vom „Boden“ des Bodens her, sondern vom eingetragenen Hof, der althochdeutsch „baur“ genannt wurde. Dilem Wort kann entsprechen noch: Nachbar, Bogelbauer, die Ortsnamen auf „beuren“ und „büren“, sowie die „Bauer“ in Schwaben. „Bauer“ heißt also Hofbesitzer und ist deshalb ein viel stolzer und besserer Name als die Bezeichnungen „Oekonom“ oder „Ackerbürger“, welche beutzutage so vielfach umschreibend für den Stand gebraucht werden, der sich seines uralten Namens wahrlich nicht zu schämen hat.

E. K. in Brunn. Der Ausdruck „ein Schnippen schlagen“ ist der Jägerbrache entnommen. Sieht sich ein Weibchenerst vor, so fliegen immer einige der Hähner, die zwischen den Schollen Waage halten, die Schwingen unruhig auf- und abzubewegen, sie „wippen“ oder „schnippen“. Will der Jäger zum Schuß kommen, so muß er warten, bis sich die Hähner beruhigt haben; ist er aber zu vorzeitig, so „schlagen die Hähner ein Schnippen“ und entkommen.

Alb. in Durlach. Die Brüche in den Bildnissen des Kaiserpaars und den anderen Kunstbeilagen lassen sich am besten durch sorgfältiges Aufheben der einzelnen Blätter auf Karton beseitigen. Die Arbeit bedingt jeder geschulte Buchbinder oder Bildereinnehmer.

H. G. in Cincinnati. Sie fragen uns, ob die in Nr. 31 des Jahrgangs 1888 der „Gartenlaube“ gedruckte Geige des berühmten Weigenmachers Tiefenbrücker oder Duffobrigger inwischen gefunden worden sei. Leider ist dies bis jetzt nicht gelungen. Alle Botschaften sowie die „Bauer“ in Schwaben, die Ortsnamen auf „beuren“ und „büren“, sowie die „Bauer“ in Schwaben. „Bauer“ heißt also Hofbesitzer und ist deshalb ein viel stolzer und besserer Name als die Bezeichnungen „Oekonom“ oder „Ackerbürger“, welche beutzutage so vielfach umschreibend für den Stand gebraucht werden, der sich seines uralten Namens wahrlich nicht zu schämen hat.

Elisabeth. Die Erzählung von Stefanie Keyler „Deutsche Art, treu gewahrt“ ruht in der That auf geschichtlichen Grund. Inlammendische geistigen den Ritters des Palmens ordens und den Anhängern des französischen Schürzenpiels, wie ein solcher in der Novelle geschildert wird, haben wirklich halsgumden; die kulturgeschichtlichen Einzelheiten sind Werken jener Zeit entnommen. Doch werden die Vertreter beider Richtungen aus den Mitgliedern der sich feindselig gegenüberstehenden Gesellschaften frei gewählt, der Schlußspiel verlegt.

H. A. in Konstantinopel und Horvitz bei Plostan, Rußland. Wir bitten um Angabe Ihrer genauen Adresse, damit wir Ihnen brieflich antworten können.

Inhalt: Flammengzeichen. Roman von G. Berner (Fortsetzung). S. 201. — Nach des Tages Mähen. Bild. S. 201. — Des Königs jüngerer Rekrut. Bild. S. 204 u. 205. — Was ist „Eil“? Von Friedrich Ostermann. S. 206. — Zehnmalers letzte Heimfahrt. Ein albanisches Charakterbild von Max Haushofer. S. 208. Mit Abbildungen von Karl Rapp. S. 208 u. 211. — Ungedruckte Briefe Felix Reuters. V. S. 212. — Frühlingstramm. Bild. S. 213. — Die Fortbrücke in Schweden. Von Wilh. J. Reub. S. 215. — Mit Abbildung S. 216. — Jugendbrief. Von G. Kattenborn. S. 217. Mit Abbildungen S. 217 und 218. — Blätter und Blüthen: Deutsches Erzählerinnenheim in Wien. S. 219. — Johann Peter Müller und sein Denkmal zu Friedberg. Mit Abbildung. S. 220. — Des Königs jüngerer Rekrut. (Zu dem Bilde S. 204 u. 205). S. 220. — Schätze in den Bergen. S. 220. — Kleiner Briefkasten. S. 220.